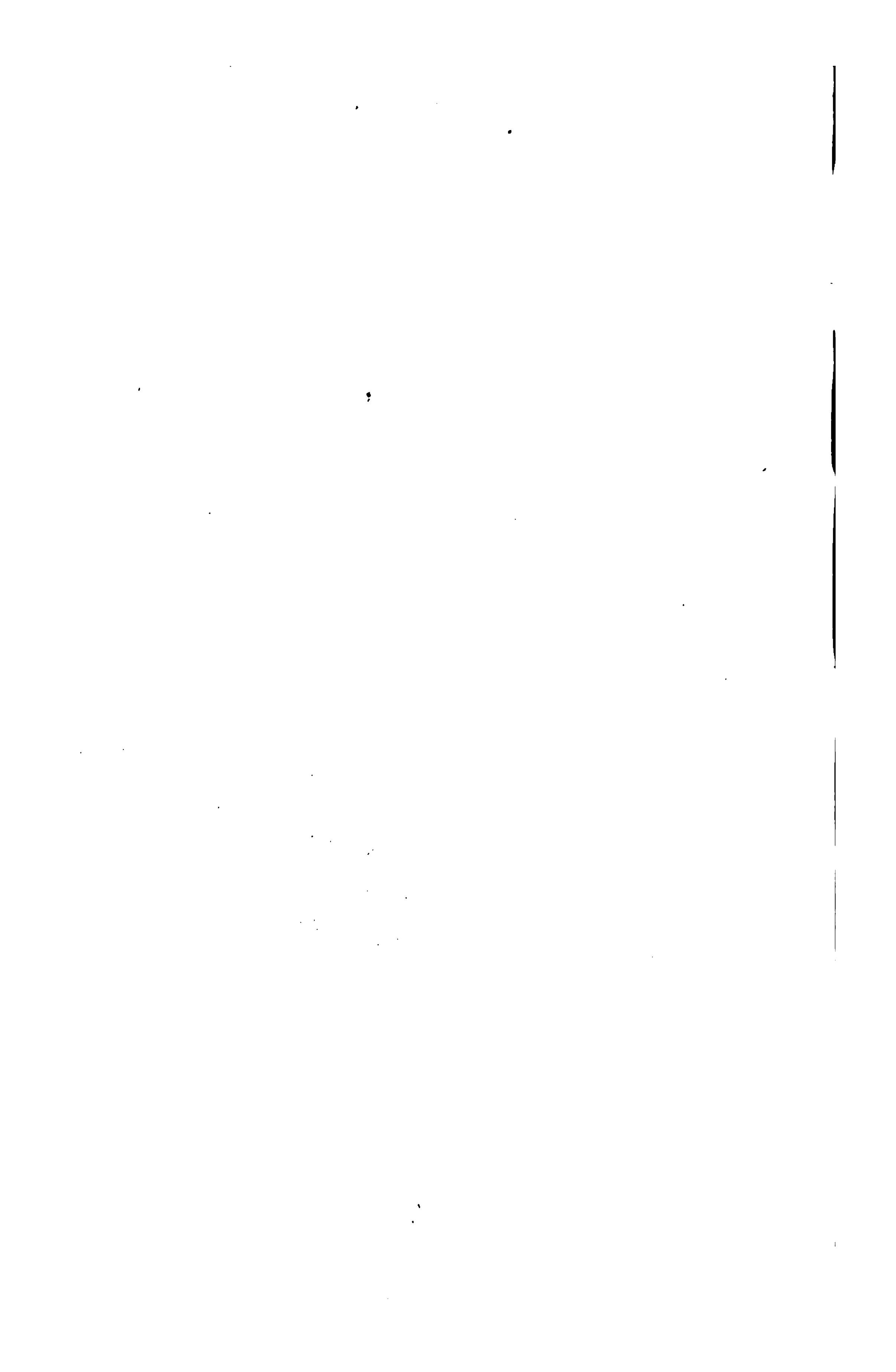








AUS DER

# KULTURGESCHICHTE

VON

# FLORENZ

VON

DR. EDUARD WISS.



BERLIN.
VERLAG VON F. A. HERBIG.
1877.

## I. Kulturerscheinungen vor der Herrschaft der Medici.

Dürftige Reste in der Tiefe der Erde, Waffen, Knochen, Thongefässe und Scherben werden von unseren Anthropologen aufgesucht, um Anhaltspunkte zu finden, das Kulturleben unserer ältesten Vorfahren zu konstruiren. Für die Erkenntniss der Gesetze der menschlichen Entwicklung ist die Frage, was wir gewesen sind, ebenso gross als die, was wir sein werden. Im Gegensatz zu diesen kulturgeschichtlichen Bestrebungen hat unsere Geschichtsschreibung erst in neuerer Zeit angefangen, dem geschichtlichen Kulturleben, dem eigentlichen Fleisch und Blut der Geschichte, eingehende Aufmerksamkeit zu widmen. In *Schlosser's* Weltgeschichte finden wir wenigstens vorzügliche literar-historische Abschnitte; die übrigen Seiten des Kulturlebens, namentlich die volkswirthschaftlichen, sind nur dürftig angedeutet. Selbst von uns ganz nahe liegenden grossen historischen Epochen, wie der ersten französischen Revolution, ist uns erst neuerdings durch *Ad. Schmidt* eine bedeutungsvolle Schilderung der sittlichen und wirthschaftlichen Zustände desjenigen Theiles der französischen Bevölkerung, der eben Geschichte gemacht hat, der Bevölkerung von Paris gegeben und damit die Legende dieser Revolution enthüllt worden.

Doch war dieser Mangel der Geschichtsschreibung nicht immer vorhanden: Die Geschichtsschreiber der italienischen Renaissance sind reiche Fundgruben für die Kulturgeschichte. Die Geschichtswerke von *A. Sabellicus, Sanudo, Sansovino* u. A. geben uns ausführliche und oft pittoreske Schilderungen der

Sitten und des Lebens von Venedig; ja wir finden dort bereits eine ausgebildete Statistik der Bevölkerung, des Handels, der Gewerbe. Auch haben wir Zeugnisse, dass diese eine lebensvolle war, dass nämlich die Regierung sich von derselben in ihren politischen Entschlüssen leiten liess *(Burckhardt)*. Eine gleich grosse Ausbeutung kulturgeschichtlicher Forschung bieten die Geschichtsschreiber von Florenz aus der Zeit der Renaissance. Diese musste um so reicher ausfallen, da das politische, soziale und wirthschaftliche Leben dieser Stadt am reichsten in Italien entwickelt war. Ein neueres Werk: *Die Geschichte der Florentinischen Republik* von *Gino Capponi*, aus dem Italienischen übertragen von *Hans Dütschke*, Dr. phil. (Leipzig, T. O. Weigel, 1876, I. und II. Bd.) hat die kulturgeschichtliche Entwicklung dieser Stadt, mit der politischen Geschichte verbunden, zu einer so lebensvollen Reihe grosser geschichtlicher Bilder zusammengefasst, wie sie wohl keine andere Geschichte einer Stadt aufzu weisen hat. Der Verfasser, der Träger eines altberühmten florentinischen Namens, ein achtzigjähriger erblindeter Gelehrter, der sein Leben lang die geschichtlichen Dokumente seiner Vaterstadt studirt und selbst gesammelt hat, und nun aus dem reichen Born seines Gedächtnisses schöpfend, mit Hülfe anderer Gelehrten, denen das Augenlicht erhalten ist, wie *Carraresi*, die Geschichte seiner Vaterstadt an sich vorüberrollen lässt, und in lebendiger Gestaltung niederschreibt, kann keinem gewöhnlichen Ehrgeiz folgen; es muss ihn dass höhere Pflichtgefühl treiben, eine Lücke in der Wissenschaft auszufüllen, die kein anders gearteter Mann in dieser Weise ausfüllen konnte. Es ist eben nicht das rein Historische, das dem Werk so hohen Werth verleiht, das ja auch der emsig sammelnden und kritisch geschulten deutschen Wissenschaft zugänglich wäre, es ist das Mitfühlen und Mitempfinden mit dem politischen und kulturgeschichtlichen Inhalt der wunderbaren Entwicklung dieser Stadt, wie es der geborene, sein Vaterland liebende und kennende Italiener hier erfahren muss, und darum auch wiedergestalten kann. Denn in der Entwickelung von Florenz hat sich in der

That das eigenste und höchste Wesen des italienischen Volkes, wie in einer Gipfelblüthe, entfaltet; und der Zauber dieses Wesens ruht noch heute auf der ganzen äusseren und inneren Erscheinung der anmuthigen und intelligenten florentinischen Bevölkerung.

Ausser dieser nationalen Bedeutung hat aber die Geschichte von Florenz noch eine hohe internationale; sie gehört der grossen Kultur der Welt; in ihrer höchsten Entwicklung bildet sie eine der grossen Stationen höchster menschlicher Kultur, aus deren Schatzkammer sich alle zivilisirten Völker Jahrhunderte lang die Formen und Gestalten, die Gedanken und das geistige Gepräge für Kunst und Wissenschaft holen, und daran anknüpfend, weiter bauen und bilden. Neben Florenz kann man hier nur Athen nennen. Das alte Rom hat seine Kultur der griechischen entlehnt, so gut wie Florenz die seinige der altrömischen und griechischen entlehnt hat; aber Rom hat dieselbe nicht in der schöpferischen Weise neu gestaltet, so dass sie in der Geschichte als neue eigengeartete auftreten kann, wie Florenz. Die Kulturgeschichte von Florenz ist die Kulturgeschichte der Renaissance und wie schon der Name ausdrückt, war diese nicht eine Nachahmung, sondern eine Wiedergeburt der alten klassischen Welt. Eine ähnliche Wiedergeburt finden wir in Deutschland nur während einer kurzen Zeit vor dem Beginn des dreissigjährigen Krieges und später nur bei einzelnen Männern, wie bei Göthe, Schinkel, Rauch.

Wir sehen in der Beurtheilung vom rein geschichtlichen und politischen Inhalt ab, soweit er nicht die Kultur beeinflusst; wir wollen nur den volkswirthschaftlichen und kulturgeschichtlichen hervorheben; und es will uns scheinen, als ob dieser gerade der werthvollste Theil des Buches sei. Von den ersten Anfängen der Stadt an, in ihrer erweiterten Herrschaft, bis zu ihrer Blüthe, ungehemmt durch die fortwährenden blutigen Stürme des Mittelalters, entfaltet sich diese Kultur im sozialen Leben, iu den bildenden Künsten, in der Sprache und Dichtung zu immer weiterer Pracht und vollendeterer Schönheit.

Wir erfahren durch *Capponi*, dass Madame Hortense Allart 1843 einen kurzen Abriss der Geschichte der Florentinischen Republik geschrieben hat. *Capponi* wollte Glossen zu derselben schreiben. In den Studien darüber erwachte aber in ihm der Drang, eine ausgeführte Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben; und unterstützt durch *Carraresi*, der dem blinden Verfasser das Quellenstudium vermittelte, vollendete er sein Werk. Schon vor ihm hatte auch *Thiers* im Sinne, eine Geschichte von Florenz zu schreiben, weil er bei der Hinneigung der Zeitströmung zur Demokratie das Studium dieser Republik, »die republikanischer, als alle alten und neuen sei,« für nothwendig erachtete; er unterliess es aber und schrieb seine Geschichte des Konsulats.

Ueber die älteste Geschichte von Florenz ist wenig bekannt. Florenz »Villa Arnina« war eine Vorstadt der etruskischen Stadt Fiesole, wurde durch die Soldatenkolonieen Sulla's und Octavian's vergrössert und war bereits unter Tiberius eine namhafte Stadt. Später ein Kampfplatz zwischen den Gothen und den Generälen Justinian's, wurde es i. J. 552 von Narses den Gothen abgerungen. In den zwei Jahrhunderten der Gothenherrschaft blieb es ohne Bedeutung. Am Ende des vierten Jahrhunderts wird ein Bischof von Florenz Zenobius genannt. Dann folgen langjährige Kämpfe zwischen Florenz und Fiesole, zwischen Stadt und Burg. Aus diesen Kämpfen der reichen handeltreibenden altitalienischen Bevölkerung, die sich römischen Sinn bewahrt hatte, ging das neue Florenz hervor. Karl der Grosse hat nicht, wie andere Geschichtssehreiber sagen, Florenz wieder aufgebaut, das gar nicht zerstört war; er schützte es aber vor der Unterdrückung durch die Longobardischen Barone und wurde deshalb von Florenz als zweiter Gründer verehrt. Die Florentiner waren aus dem etruskischen und lateinischen Stamme zusammengesetzt und kämpften gegen die germanischen Eroberer. Diese wurden wegen der mageren Bodenbeschaffenheit nicht zur Niederlassung verlockt; und so blieben, wie im alten Athen, die ursprünglichen Bewohner

reiner erhalten. Fiesole's städtische Bevölkerung, der Herrschaft der Burgen müde, liess sich in Florenz nieder.

Aus diesen geringen Anhaltspunkten lässt sich doch ohne Zwang der kulturgeschichtliche Charakter dieser Stadt, wie er sich von ihrer Entstehung bis zu ihrer Blüthe bewahrt hat, konstruiren. Ursprünglich eine römische, soldatische, also befohlene Ackerbaukolonie auf unfruchtbarem Boden, geht die Bevölkerung schon frühzeitig die wirthschaftliche Wandlung in eine gewerbe- und handeltreibende ein, und zieht die verwandten Elemente der Nachbarschaft an sich. Etruskischer Kunstsinn, römische Tapferkeit und Sesshaftigkeit lebte in ihr; die Bodenbeschaffenheit gerade, welche für fremde Eroberer zur Ansiedelung nicht einladend war, liess es ihr trotz der hundertjährigen Völkerstürme gelingen, sich als gewerbe- und handeltreibendes Volk festzuwurzeln. Der kaufmännische Geist, der angeborene Kunstsinn, das römische republikanische Unabhängigkeitsgefühl sind den Florentinern bis zum allgemeinen Verfall Italiens immer geblieben. Nur muss man die Reinheit des Stammes nicht so ausschliesslich nehmen, wie es *Capponi* thut. Wohl blieb Florenz immer eine welfische Stadt, daher auch seine dauernde Anhänglichkeit an den Papst und Frankreich; aber die Ghibellinen, darunter viele notorisch deutsche Familien, wie die Ubertis (Hubert?), blieben nicht unbedeutende Bestandtheile der Bevölkerung, die sich mit der ursprünglichen vermischten, bei Friedensschlüssen sogar aus politischem Interesse durch Heirathen mit derselben verbunden wurden.

Lassen wir, um zu begreifen, wie in Florenz die Kultur in so früher Zeit Wurzeln schlagen konnte, die politischen Ereignisse in wenigen Daten an uns vorübergehen. Im Kriege Heinrichs IV. mit dem Papst war Florenz auf Seiten des Letzteren. Die Herrschaft der Gräfin Mathilde über Florenz bis zum Jahre 1115 war eine milde und diese wurde vom Volke verehrt. Im Jahre 1125 eroberte Florenz Fiesole und hatte bereits einen Umkreis von 10 Miglien. Später, i. J. 1145, herrschte über Florenz der Welfe Friedrich I., ein Nachkomme des Ge-

mahls der Gräfin Mathilde, der einem seiner Söhne gleichen Namens die Herrschaft übergab. Im Kampfe mit den longobardischen Städten gegen den Kaiser war die Stadt auf Seite der ersteren, litt aber wenig unter dem Kriege sondern eroberte vielmehr benachbarte Burgen. Nach 1177, als Kaiser Friedrich dem Papst Alexander gehuldigt hatte, wurde Florenz unter vielen bürgerlichen Kämpfen mit der Familie der Ubertis von Konsuln regiert. Aus den Parteien der Konsuln und der Familie Uberti bildeten sich die Welfen und Ghibellinen heraus; die ersteren wurden vom Papste unterstützt. Der Friede von Konstanz 1183 sicherte Florenz, wie allen übrigen italienischen Städten, die Freiheit. Die Markgrafen und Herzöge von Toscana waren im zwölften Jahrhundert nur noch die Verwalter und sanken zuletzt zu blossen Gesandten des Kaisers herab; sie bewohnten das befestigte Miniato al Tedesco.

Schon im Jahre 1000 war Florenz, ähnlich anderen italienischen Städten, von zwei Konsuln und 100 Senatoren regiert. Bis zum Jahre 1200 waren dies ausschliesslich adlige Geschlechter; später rückten auch die Vertreter der Zünfte in die hohen Stellen ein und bildeten die Buonuomini. Das Staatswesen hatte also schon frühzeitig eine demokratische Basis. Dabei erkannten die Florentiner immer das Recht des Kaisers als höchstes über den Bürgern stehendes an, selbst nachdem der lombardische Bund im Konstanzer Frieden das eigene Recht der Städte mit der Regierungs- und Waffengewalt, dem Potestà, gewahrt hatte. Den Kaisern gelang es nicht mehr, den Potestà zu ernennen; die Bürger ernannten ihn aus den vornehmen Geschlechtern; und er regierte mit den Konsuln als oberste Gewalt. Die Bischöfe hatten keine politische Macht, sondern lebten in Gleichheit mit den Bürgern; und dies Verhältniss wurde schon von den Ottonen den feudalen Baronen gegenüber begünstigt. Wie wenig die religiöse Pietät die Bischöfe vor politischer Feindschaft sicherte, beweist ein Hohn, den die Florentiner bei der Belagerung von Arrezzo dem dort gefallenen Bischof anthaten; sie warfen nämlich einen mit der

Mitra geschmückten Esel vermittelst einer Wurfmaschine in die Stadt hinein. Der Name der Welfen und Ghibellinen erscheint in Florenz erst mit dem Jahre 1215 in Folge eines Familienzwistes der Vornehmen, der Familie der Buondelmontis und Amadeïs mit den Ubertis.

Trotz der zerstörenden und lange andauernden Kämpfe dieser beiden für ganz Italien so verderblichen Parteien, wohl hauptsächlich, weil in Florenz während der Kreuzzüge beide Parteien auf das Gemeinwohl bedacht waren, entwickelte sich hier eine frühzeitige Kultur bereits im Anfang des zwölften Jahrhunderts. Wir nennen nur *Accorsa*, den grossen Rechtsgelehrten, *Arrezzo*, den Erfinder der Noten, *Fibomacci*, den Einführer der arabischen Ziffern, *Nicolo Pisano*, den Erneuerer der klassischen Bildhauerkunst; in jener Zeit wurde auch die Kirche *St. Miniato* gebaut. Es zeigte sich schon damals in den Welfen- und Ghibellinenkämpfen die Selbstständigkeit der Bürger. Ohne auswärtige Hülfe zu suchen, organisirten sie ein Bürgerheer, reihten die Ritter in dasselbe ein, und machten die Thürme ihrer burgähnlichen Häuser bis zu 50 Ellen gleich hoch. So wurden sie der Ghibellinen Herr ohne fremde Gewalt. Aus den Kriegen mit Siena, Lucca und Pisa ist namentlich der letztere hervorzuheben, da er dem bedeutenden Handelsverkehr die *Handelsfreiheit* und den *Zugang zum Meere* sicherte.

Für den allgemeinen Bürgersinn ist es bezeichnend, dass, als Graf Jordanus mit seinen deutschen und den sienesischen Truppen siegreich in Florenz einzog, und die Stadt zerstört werden sollte, ein Haupt der unterdrückten Partei, *Farinata degli Uberti*, die Stadt gerettet hat. Darin liegt auch die Erklärung, dass sich in Florenz eine seltene frühzeitige Kultur, unabhängig von der Politik und trotz der Jahrhunderte lang dauerden, Italien zerfleischenden Kämpfe, entwickeln und erhalten konnte. Es waren aber seit alter Zeit in Florenz die Zünfte, also wirthschaftliche Faktoren, zur politischen Gewalt gelangt, und errangen mit der Zeit die alleinige Herrschaft; sie hatten ihre Waffen- und Bannerherren. Als die sieben ober-

sten Zünfte werden genannt: die Richter und Notare, die Calimala- oder Tuchmacherzunft, die Wechsler, die Wollenzunft, die Aerzte und Apotheker, die Seidenweber und Krämer und die Kürschner; und aus diesen Elementen ging auch die eigengeartete demokratische Republik hervor, die ihres Gleichen nur im alten Athen, aber nirgends im Mittelalter hatte, und in ihren Grundzügen sich bis ins 17. Jahrhunderte fortsetzte. Wie es scheint, sind die Florentiner auch die Erfinder der *Barrikaden* gewesen. Als Guido Novelli die Stadt beherrschte, und zu seinem Schutze die Ghibellinen und die Deutschen herbeirief, vertheidigte sich das Volk hinter Barrikaden und vertrieb Novelli mit seinen Bundesgenossen. ›Zwei Jahrhunderte hindurch nach jenem Tage sah Florenz keine Fahnen einer fremden Herrschaft in seinen Mauern.‹ Zu der Organisation der oberen Zünfte kam später die der fünf niederen Zünfte, der Krämer, Mützenmacher und Trödler, der Fleischer, der Schuhmacher, der Maurer und Zimmerleute, der Schmiede und Eisenarbeiter.

›So hatten die Zünfte die Regierung an sich genommen, welche nun ganz demokratisch geworden war und Florenz einen Charakter gab, wie er in der Geschichte nicht seines Gleichen hat. Der rege und durch den Sinn für das Schöne veredelte Geist des Volkes und der grosse Reichthum den die Vornehmen dadurch erlangten, dass sie selbst Handel trieben und sich unter dem Volke bewegten, brachten die Herrschaft in die Hände der Kaufleute; diesen gereicht es zu hohem Lobe, dass sie eine wenn auch schwankende und unvollkommene, so doch länger, als irgend eine aus demokratischen Verfassungen hervorgegangene dauernde Form der öffentlichen Ordnung gefunden hatten; denn die Buonuomini, d. h. der bessere konservative Theil der Bevölkerung, haben sich lange Zeit hindurch dem Ehrgeize Einzelner, wie der Gesammtheit entgegengesetzt. Mitten in einem stets zur Vertheidigung der eigenen selbsterrungenen Herrschaft gerüsteten Volk und ohne einen Senat, oder eine andere Autorität, die das politische Wissen und die Ueberlieferungen einer Regierung in sich bewahrte, blieben die

Wahlen stets in den Händen der Zunftvorsteher und Beamten und niemals in denen des Pöbels. Aber ihren eigentlichen Zügel fand die Freiheit, wie die Republik ihre Würde, mehr in den Sitten, als in den Gesetzen; das Volk dachte erhaben und aus den Handwerken entwickelte sich eine Kunst, die den Sinn für das Schöne nährte und nichts Plebejisches in sich hatte.«

Es waren auch nicht die Volkskreise, aus denen das bekannte üppige Leben in Florenz schon vor der Herrschaft der Medici entsprang, sondern die dort ansässigen Ritter, deren Dienste in den vielen Kriegen nothwendig waren. »Es gab 300 sogenannte »Cavalieri di corredo«, aber auch ausser diesen noch viele Vereine von Rittern und Jünglingen, welche täglich Schmausereien veranstalteten. Aus der Lombardei und ganz Italien kamen in der Stadt Höflinge und Spassmacher zusammen, und es zog kein vornehmer Fremder durch Florenz, der nicht um die Wette von jenen Vereinen eingeladen, bewirthet und durch die Stadt zu Pferde begleitet worden wäre. Im Mai besonders vereinigten sich die Jünglinge zu Festen: auf breiten Strassen und Plätzen wurden hölzerne, mit Vorhängen bedeckte Gerüste aufgeschlagen, die man »Höfe« nannte, und wo man gesellig zusammenkam. Am Johannistage erschienen jenseits des Arno auf der Strasse von Santa Felicità tanzende, in neue weisse Gewänder gekleidete Männer, welche ein sogenannter »Signore dell' amore« anführte; Schaaren von Frauen und Mädchen, mit Blumen bekränzt, zogen unter den Klängen der Musik tanzend durch die Strassen, und das ganze Volk hatte seine Freude an den Festen, Spielen und Schmausereien, Unterhaltungen und lieblichen Gesängen.«

Bereits in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts tritt in Florenz mit *Dante Alighieri* das Bestreben auf, dem Mangel einer gemeinsamen von der ganzen Nation anerkannten Sprache abzuhelfen. Im Gegensatz zu der Gewohnheit der Gebildeten, nur lateinisch zu schreiben, und der Zersplitterung der italienischen Sprache in viele weit auseinandergehende Dialekte, suchte er in seiner Schrift De Vulgari Eloquio »eine Volks-

sprache, die sich frei bewegte und nirgends stille stehe und seine Eltern einst vereinigt hatte.« Sein »göttliches Gedicht« war aber in Wahrheit das erste grosse Monument der nationalen Sprache Italiens. *Dante* war Monarchist und schon deshalb in unlösbarem inneren Gegensatze »mit dem leidenschaftlichen und doch beschränkten Parteigetriebe der Republik.« So wurde er auch ein Opfer dieses Gegensatzes. In seiner Jugend dichtete er Liebeslieder und focht als Soldat bei Campaldino mit den Welfen. Sein politisches Leben begann damit, dass er genöthigt war, seinen Namen in die Apothekerzunft einzutragen. Im Jahre 1299 richtete er als Gesandter der Republik bei der Bürgerschaft von S. Gimignano einen Auftrag aus. »Das Priorat hatte er zwei Monat inne und aus dieser Quelle seines Elends entsprang die Verbannung, die sein Leben so völlig umgestaltete.« Das ereignissarme Leben des grossen florentinischen Dichters ist ein typisches Kulturbild für die Wirkung des Jahrhunderte lang wildbewegten demokratischen Lebens der Republik auf die bürgerliche Sicherheit und Freiheit. Die noch heute verbreitete Legende der grösseren Freiheit, welche die Republik dem Einzelnen gewähre, wird in der Geschichte von Florenz auf jeder Seite widerlegt. Der Sieg einer politischen Partei endete für die Besiegten nicht blos, wie im Ostracismus Athens, mit der Verbannung, sondern häufig mit zahlreichen Hinrichtungen, mit Konfiskation der Güter ganzer Familien, mit Niederreissen und Niederbrennen ihrer Häuser mitten in der Stadt. Es ist erstaunlich, dass unter solchen Verhältnissen der Volkshaushalt nicht ernstlicher gelitten, dass er zu solcher Blüthe sich entfalten konnte. Die Verbannten lebten aber nicht alle, wie *Dante*, als verbannte Gelehrte und Dichter; sie gründeten Handelskolonieen in Marseille und Lyon, in England, in Neapel und Rom, in der Levante, in Konstantinopel, die mit Florenz in Verbinduug traten. Diese frühzeitige extensive Wirthschaftsform des Handels hat die örtliche und intensive der Stadt befruchtet und bereichert, so dass sie sich trotz der politischen Stürme, trotz Hungersnoth und Pest immer wieder

mit schaffender Kraft erhob. Eine ähnliche extensive Kraft, eine Ueberwindung örtlicher Beschränktheit trat, als Folge der Verbannung, mit *Dante* auch in den höheren Kulturformen der Schriftsprache, der Wissenschaft und Dichtung hervor. Hatte er ursprünglich die Absicht, seine ›Divina Commedia‹ lateinisch zu schreiben, ›um den idealen Charakter aufrecht zu erhalten,‹ so muss er doch frühzeitig davon abgekommen sein, da zweifellos bereits die ersten Gesänge in italienischer Sprache geschrieben waren. Wie er sich vom lokalen florentinischen Standpunkte zum nationalen in der Sprache und politischen Anschauung erhob, so trieb ihn die Grossheit dichterischen Schaffens zur Höhe universaler Weltbedeutung. Wie in *Göthe's* ›Faust‹ sind in seinem Gedichte Gott, Mensch und Welt in gegenseitiger, innerlicher Bedingung so dargestellt, wie sie sich in der tiefbewegten Seele des Dichters wiedergespiegelt haben.

Einfache Naturmenschen und schwache Naturen auch unter den Gebildeten mögen krank werden von jenem Leiden, für das der gemüthvolle Deutsche allein ein Wort besitzt, vom ›Heimweh.‹ Kraftvolle Menschen wird aber die Verbannung nicht niederdrücken; sie mögen für Augenblicke den Verlust des Vaterlandes schmerzlich empfinden, aber ihr Geist wird mit doppelter Kraft emporschnellen und an Reichthum und Freiheit der Entwicklung gewinnen, was er an Befriedigung des Gemüths verloren hat. Burckhardt führt als Beispiel Dante und andre italienische Verbannte an. ›Als man ihm (Dante) die Rückkehr nach Florenz unter unwürdigen Bedingungen anbot, schrieb er zurück: ›kann ich nicht das Licht der Sonne und der Gestirne überall schauen? nicht den edelsten Wahrheiten überall nachsinnen, ohne deshalb ruhmlos, ja schmachvoll vor dem Volk und der Stadt zu erscheinen? Nicht einmal mein Brot wird mir fehlen.‹ Mit hohem Trotz legen denn auch die Künstler den Accent auf ihre Freiheit vom Ortszwang. »Nur wer Alles gelernt hat,‹ sagt Ghiberti, ›ist draussen niemals ein Fremdling; auch seines Vermögens beraubt, ohne Freunde ist er doch der Bürger einer jeden Stadt und kann furchtlos die Wandlungen

des Geschickes verachten.« Aehnlich sagt ein geflüchteter Humanist: »Wo irgend ein gelehrter Mann seinen Sitz aufschlägt, da ist gute Heimath.« Wir führen dies nicht an, um das Weltbürgerthum als lobenswerthe Eigenschaft an sich zu preisen, sondern nur in seiner Berechtigung, wo es als Erhabenheit des Individuums über ein unverdientes Schicksal der Verbannung auftritt. Auch in Florenz, wie anderwärts, kehrten die Verbannten immer wieder zurück, und es entstand dadurch ein Austausch materieller und immaterieller Güter mit dem Auslande, der nicht wenig zur Grösse dieser Stadt beigetragen hat.

Zur selbigen Zeit fasst ein florentinischer Kaufmann *Giovanni Villani*, erregt durch das Anschauen der grossen geschichtlichen Denkmäler Roms, den Plan, »die Anfänge von Florenz, die Thaten der Florentiner und die anderen merkwürdigen Begebenheiten der Welt in Kürze zu beschreiben.« »Seine Chronik war die grösste, die seit Jahrhunderten abgefasst worden war; und so erhob sich auf einmal die italienische Literatur zu ungeheuerer Höhe und verbreitete sich über die Welt.« Ausser den älteren Dichtern und Schriftstellern, wie *Lapo degli Uberti*, nennen wir *Guido von Arezzo*, *Guido Cavalcanti* (Dante), *Cino da Pistoja*, feine, schwungvolle und anmuthige Geister, die wohl als Vorläufer *Petrarca's* betrachtet werden können. Von geringerem dichterischen Werth, aber wichtig für die Sitten- und Bildungsgeschichte ihrer Zeit sind die Schriften und Gedichte von *Franzesco da Barberino* und *Fra Jacopone da Todi.* Toscana wurde bald der Hauptsitz der Sprache und der Wissenschaften. Die Prosa wurde gleichzeitig mit der Poesie schon frühzeitig durch *Brunotto Latini*, den Lehrer *Dante's*, ausgebildet.

Unter den Chronisten ragt *Dino Compagni* hervor († 1323). »Während Dante mit seinem stolzen Geiste die Sprache, wie ein hochgeborener Herr die schöne Sklavin mit Gewalt zu sich emporhebt, verbirgt sich bei *Dino* bei aller Wirksamkeit seiner Sprache nicht eine gewisse Anstrengung in ihrer Anwendung.» Unter den Predigern ist der Mönch *Domenico Calvaca* († 1342)

»vielleicht der grösste von Allen, die in italienischer Sprache schrieben, sowohl was die Reinheit des Ausdrucks, wie den ungezwungenen und natürlichen Wohlklang anlangt.«

»Die *Bildhauerkunst*, welche auch in dem vorhergehenden Jahrhundert nicht ausgestorben war, und die Architektur als nothwendigen Schmuck begleitete, entfaltete sich vor der Malerei und hatte in *Niccolo Pisano* (geb. um 1204) einen Meister aufzuweisen, der dem Florentiner Giotto schon um 70 Jahre vorausging. Zahlreiche Reliefbildwerke in Pisa und an anderen Orten, besonders aber die berühmte »Arca« des h. Dominicus zu Bologna, erheben Niccolo in die Reihe der Begründer der schönen Künste in Italien. *Giovanni*, sein Sohn, lieferte den Entwurf zu jenem wunderbaren *Camposanto* in Pisa, welches 1278 begonnen wurde, sechs Jahre vor der Niederlage der Pisaner bei der Meloria, »wodurch der Grösse der Stadt ein Damm entgegengesetzt wurde.«

In der Malerei wurde *Giotto* zuerst das Haupt einer grossen Schule. Bis zu seiner Zeit (1276—1337) wurde nur in Mosaiken Bedeutendes geleistet. In Darstellungen grosser geschichtlicher Begebenheiten zeichnete er sich durch die Wahrheit der Entwürfe und die Natürlichkeit der Bewegungen und des Ausdrucks aus.

Jene Zeit war auch die Zeit der ersten grossen Bauwerke in Florenz, meist Werken von *Arnolfo*, wie des Domes von Florenz zu dem später *Brunelleschi* seine wunderbare kühne Kuppel fügte, des Palastes der Bürgerschaft, der Kirche S. Croce, des alten Palastes des Potestà, der Kirche del Carmino, S. Maria Novella und anderer.

Zu jener Zeit entstanden auch die ersten wohlthätigen Stiftungen, wie die Brüderschaft der Misericordia zum Schutze der Kranken, die des Bigallo und die des *Folco*, das Hospital von S. Maria Nuova, in dem auch dessen Tochter, die von Dante besungene *Beatrice Portinari* gewirkt hat.

Das Wachsthum von Handel und Gewerbe und der plötzliche Reichthum der Stadt, der eine solche Fülle des Lebens

in Kunst und Dichtung zur Voraussetzung hatte, sind in ihrer Entwicklung noch dunkel. Thatsächlich stand aber die Stadt meist durch die Kolonieen der Verbannten in Handelsbeziehungen mit den entferntesten Ländern. ›Man pflegte zu sagen, die Florentiner seien das fünfte Element der Welt.‹

Dieses wunderbare plötzliche Aufsteigen der Stadt aus verborgener stiller Existenz begründet ein neuer italienischer Geschichtsschreiber (Goro Dati Stor. Fior. 54 f.), wie uns scheint in guter Erklärung: »Florenz liegt an einer unfruchtbaren Stelle, die den zahlreichen Bewohnern trotz aller Anstrengung nicht genügende Lebensmittel gewährte. Deshalb mussten die Florentiner sich durch Gewerbe den Unterhalt verschaffen, und nach anderen Ländern auswandern, von wo dann Mancher mit Reichthümern beladen in die Heimath zurückgekehrt ist. Auf der Wanderung durch die Reiche der Gläubigen wie der Ungläubigen, lernte man die Sitten anderer Völker kennen und eignete sich oft die Vorzüge derselben an. Aus dem Einen folgt das Andere: Wer nicht als Kaufmann die Fremde aufgesucht und beobachtet hatte, und in die Heimath nicht reich zurükgekehrt war, genoss kein Ansehen. Dies Streben bemächtigte sich also aller Geister, sodass es als ganz natürlich erschien; und so entstand eine Vereinigung von reichen und vermögenden Leuten, die ihres Gleichen in der Welt nicht hatte, während ihre an besserem und fetterem Lande reichen Nachbarn sich mit dem ihrigen begnügt haben und nicht auf Anstrengungen, mehr zu erlangen, ausgegangen sind.‹ Die magere Beschaffenheit hat also hier auf eine rührige Bevölkerung ähnlich gewirkt, wie die sandige Mark Brandenburg auf ihre Bewohner; und durch ihre Handelsreisen in fremden Ländern haben die Florentiner schon frühe denselben Kultureinfluss erfahren, wie das übrige Abendland später durch die Kreuzzüge.

Vom Jahre 1328 bis 1330 fand in Florenz, ganz Toscana und einem grossen Theile Italiens eine grosse Theuerung statt, so dass der Scheffel Getreide von 17 Soldi bis zu einem Goldflorin stieg. Aus Perugia, Siena, Lucca, Pistoja und anderen

Städten jagte man die Bettelleute hinaus, weil man für ihren Unterhalt nicht mehr sorgen konnte. Sie fanden in Florenz, wo die Bürgerschaft aus Sizilien Getreide über Talamone hatte kommen lassen, eine Zufluchtsstätte, und trotz eines Verlustes von 60,000 Goldflorin in diesen beiden Jahren war es möglich, das zum vierten Theile mit Gerste gemischte Getreide für einen halben Goldflorin zu verkaufen. Man verkaufte auf dem Platze Orto San Michele unter solchem Zudrang des Volkes, dass es nöthig war, die bewaffneten Leute der Signoren dort aufzustellen, welche mit Knütteln und Schwertern Ordnung schafften, »hie und da wohl auch ein Glied abschlugen.« Endlich traf man Anstalt, Gemeindebrot in allen Oefen backen zu lassen, von 6 Unzen Gewicht das gemischte Brot und im Preise von 4 Denaren das Stück (G. Villani, X.).

Am Allerheiligentage 1333 wurden Florenz und die Umgebung durch eine furchtbare Ueberschwemmung des Arno verheert, die 300 Menschen das Leben kostete und Wohnungen, Brücken und Felder zerstörte. Zur selbigen Zeit erschienen in der Stadt 10,000 lombardische Flagellanten, welche zwei Wochen hindurch predigten und auf der Piazza Vecchia gespeist wurden. Dieser Ueberschwemmung, die sich von Florenz nach Rom und Avignon wandte, machte der Papst ein Ende, indem er dem Mönche, der die Flagellanten führte, und dessen wachsende Macht er füchtete, verbot, zu predigen.

In den vielen Kämpfen mit den Burgen von Toscana war es feststehende Politik der Florentiner, den Schwachen zu helfen, das heisst, die Vasallen der feudalen Raubritter, welche die Heerstrassen unsicher machten, zu freien Bauern zu erheben; sie gingen aber auch weiter, und bauten mitten unter diesen Bauernschaften freie Ortschaften, wie Firenzuela. Diese waren im Grundriss ein Quadrat, das von zwei durchschneidenden Strassen in vier kleinere Quadrate getheilt wird; auf dem Kreuzungspunkte liegt »der Platz« und am Endpunkte jeder Strasse ein Thor. Diese Ortschaften erhielten ihre Verfassung und eigene Verwaltung. Frühzeitig, schon im Anfang des

14. Jahrhunderts wich dort so der mittelalterliche Feudalismus dem freien Bürgerthum in der Stadt und auf dem Lande.

Bereits im Jahre 1340 drang die *Pest*, durch den Handel und die Kreuzzüge aus dem Osten gebracht, in Florenz ein und soll 15,000 Personen getödtet haben, ein Vorspiel zu dem, was sich acht Jahre später ereignete.

Gleich nach diesen Unglücksfällen traf die Stadt noch ein grösseres Uebel. In Folge einer Verschwörung wählte man eine *Balia*, eine Diktatur von zwanzig Bürgern, zur Erhebung von Steuern nach Gutdünken. Der beständige Wechsel der Magistrate lässt eine solche Balia häufig in der Geschichte von Florenz auftreten. Bei dem Mangel einer feststehenden und sich entwickelnden Verfassung war, je nach der Noth der Zeit, oder dem Witze der Parteihäupter, den buntesten politischen Experimenten Thür und Thor geöffnet, die meist mit einer Gewaltherrschaft von kürzerer oder längerer Dauer endigten. So hatte diese Balia im Bunde mit den reicheren Bürgern bei einer Einnahme der allgemeinen Einkünfte von 260,000 Goldflorin die Staatsschuld der Bürger auf 400,000 Goldflorin gebracht, ihr Amt schlecht verwaltet und Gelder veruntreut. In solcher Lage benützte sie die Ankunft des Herzogs von Athen, *Walther von Brienne*, und machte ihn zum Herrn von Florenz. Dieser aber entwaffnete mit Hülfe des Pöbels, »der Fleischer, Schenkwirthe und Wollkrämpler« die reicheren Bürger, betrog die Bürger um 350,000 Goldflorin, that mit seinen Dienern den Frauen und Jungfrauen Gewalt an, zog alle Abgaben ein, an 200,000 Goldflorin, ohne die neuen Schätzungen von 80,000 Goldflorin, denen er die Bürger unterwarf, und verübte viele Räubereien und Grausamkeiten. In Florenz gab es ein altes Sprüchwort: »Florenz rührt sich nicht, bevor es ihm nicht überall wehe thut!« Dies trat schon im dritten Monat der Herrschaft des Herzogs ein, und in einem furchtbaren Aufstande, an dessen Spitze auch der Name *Medici* auftritt, wurde der Herzog verjagt. Es erschienen dabei 1000 Reiter und 10,000 mit Kürass und Helm wie Ritter, bewaffnete Bürger, um die Freiheit der Stadt zu

retten. Leider zeigte sich dabei in der Verfolgung und Ermordung der Diener des Herzogs eine bestialische Grausamkeit, die mit dem sonstigen Charakter dieses Volkes wenig übereinstimmt.

Hierauf hatte in weniger als einem Jahre die Regierung von Florenz viermal gewechselt; und die kurze Tyrannenherrschaft nebst den darauf folgenden Unordnungen bewirkten, dass die Herrschaft von den Reichen an die Handwerker und Armen, die immer mehr an Zahl zunahmen und vom Lande zur Erlangung des Bürgerrechts nach Florenz gezogen waren, kam. »Möge es Gott gefallen,« schreibt Villani, »dass dies der Republik zum Heil ausschlage; ich fürchte, dass es den Bürgern wohl an Liebe unter einander, aber nicht an Trug und Verrätherei fehle; denn es hat sich in Florenz jene verfluchte Kunst erhalten, Gutes zu versprechen, und Uebles zu thun, falls man nicht grossen Vortheil dabei hat.« An einer andern Stelle sagt er, »dass die Regierung des Adels schlecht, aber die des Volkes schlimmer war.«

Das Jahr 1348 war wegen der aus dem Orient eingedrungenen Pest, wie für das übrige Europa, auch für Florenz ein furchtbares; nach den Zählungen der Signoria hat es drei Fünftel der Bevölkerung und in Florenz und dessen Weichbild allein 100,000 Menschen gekostet. Der bleibende Gewinn für die Nachwelt ist das wunderbare Geisteserzeugniss, *Boccaccio's Decamerone*, eine Schilderung der Pest, wie wir sie schöner und geistvoller von keiner Epidemie besitzen, und die Erfahrung der historisch beglaubigten psychologischen und wirthschaftlichen Wirkung dieses Ereignisses auf die Bevölkerung.

Die Gewöhnung an alle Grauen des Todes, grosse unverhoffte Erbschaften, die Auflösung aller Bande der Familie und des Gesetzes, aller Räderwerke der Verwaltung und Justiz hat alle schlechten Leidenschaften des menschlichen Herzens in den hässlichsten, wie in den verlockendsten Formen aufgewühlt, von der grimmigen Habgier, die den Sterbenden beraubt, bis zum heiteren Leichtsinn, der die Blume des Tages kostet und an

den Tod des Morgens nicht denkt, bis zum verzweifelten Humor, der in sinnlicher Lust sich betäubt. Es ist der Sinn des alten arabischen Mährchens von dem Manne, der im Brunnen hängt, über sich und unter sich dem Tod ins Angesicht blickend, und von den Brombeeren des Strauches nascht, an dem er hängt.

In den niederen Volksschichten erzeugten aber bei den Einen plötzlicher Reichthum, bei den Anderen der plötzliche Arbeitsmangel Uebermuth, Unlust zur Arbeit, übertriebenes Fordern für Lohn, Unordnungen und Laster. In der leichtlebigen Bevölkerung war weder stoische Würde noch christlicher Duldersinn zu finden, um dem hereingebrochenen Unheil mit Ergebung und verständiger Hilfsleistung zu begegnen. Ausgezeichnet allein haben sich durch solche Tugenden die wohlthätigen Vereine von Orto San Michele, der Misericordia und des Spitals von S. Maria Nuova.

Eines der für die Bevölkerung bedauernswerthesten Opfer war der Tod des edlen Bürgers und besten Geschichtsschreibers seiner Vaterstadt, *Giovanni Villani*. Mitten in den wilden Parteikämpfen blieb er friedliebend, stark und wahr, und wusste den eigenen Nutzen mit dem allgemeinen Wohl zu verbinden. »Ein Zeitgenosse Dante's, hat er sich selbst in der Schule der grossen Männer des dreizehnten Jahrhunderts gebildet; daher sein richtiges Urtheil und jene Mischung von kühnen und bescheidenen Gedanken, ein Zeichen geistiger Selbstständigkeit und inneren Friedens.«

Ihm verdanken wir auch die unschätzbare Statistik vom Jahre 1336, die wir in der knappen verständlichen Fassung unseres Autors wiedergeben wollen:

»Die Stadtgemeinde von Florenz beherrschte im Jahre 1336 die Städte Arrezzo, Pistoja und Colle die Valdelsa mit ihren Gebieten. In jeder dieser Städte hatte sie eine Festung erbaut und besass ausserdem 18 feste Schlösser im Gebiete von Lucca und 46 in dem von Florenz, abgesehen von den zahlreichen Privatschlössern und anderen Ortschaften und Landhäusern ohne Mauern. Die Stadt hatte ungefähr 25,000 waffenfähige Männer

zwischen 15 und 70 Jahren, sämmtlich Bürger, und unter ihnen befanden sich 1500 Adlige, welche als Magnaten für die Gemeinde Bürgschaft leisteten, sowie 75 Cavaliere die Corredo (sie mussten beim Antritt ihrer Ritterwürde ein corredo, eine öffentliche Schmauserei, geben), während früher deren mehr als 250 vorhanden waren. Als die Vornehmen die Herrschaft an die Bürger verloren hatten, wollten auch nur Wenige von ihnen Ritter werden. Aus dem Brotbedarf in der Stadt schloss man, dass daselbst gegen 90,000 Esser vorhanden sein müssten; ausserdem hielten sich aber daselbst fortwährend gegen 1500 Fremde, Reisende und Soldaten auf, ohne die Priester, Mönche und Nonnen, von denen nachher die Rede sein soll, mitzuzählen. In dem zur Stadt gehörigen Gebiete sollten 80,000 waffenfähige Männer sein. Es heisst, dass zu dieser Zeit jährlich 5—6000 Kinder getauft wurden, wobei das männliche Geschlecht um 3—500 Individuen jährlich stärker war, als das weibliche.*) Für jeden Knaben, der in S. Giovanni getauft wurde, ward eine schwarze, für jedes Mädchen eine weisse Bohne bei Seite gelegt; Knaben und Mädchen, welche lesen lernten, gab es 8—10,000, Kinder, welche in sechs Schulen das Einmaleins und Zifferrechnen lernten, 1000—1200 und *solche, die in vier höheren Schulen Grammatik und Logik lernten, 550—600;* es bestanden 110 Kirchen, mit Einschluss der Abteien und Mönchskirchen, in Florenz und den Vorstädten, wozu 75 Parochieen, 5 Abteien mit 2 Prioren und 80 Mönchen, 24 Nonnenklöster mit gegen 500 Insassen, 10 Mönchsorden und 250—300 Priester kamen. *Ausserdem gab es 30 Spitäler mit mehr als 1000 Betten für Arme und Kranke.*

*) Nach heutiger Berechnung würde die Zahl der Getauften auf mehr als 150,000 Einwohner schliessen lassen, die Vorstädte und die zu S. Giovanni gehörigen Parochieen mitgerechnet. Jeder sieht indess ein, wie unsicher jene Art zu zählen ist. Die Berechnung nach den 800 wöchentlich verbrauchten Scheffeln Getreide scheint richtig zu sein. 80,000 Bewaffnete zwischen 15 und 70 Jahren konnten im Jahre 1336 in der Stadt und ihrem Gebiete, das einen grossen Theil von Toscana umfasste, wohl vorhanden sein.

Zur Wollenzunft gehörten über 200 Buden, in denen zwischen 70—80,000 Stück Tuche bereitet wurden, im Werthe von 1,200,000 Goldflorin. Der dritte Theil davon blieb im Lande als Arbeiterlohn, abgesehen vom Gewinne der Wollhändler, und gab mehr als 30,000 Personen zu leben. 30 Jahre früher bestanden 300 Buden, in denen jährlich 100,000 Stück Tuche verfertigt wurden, aber dies war noch einmal so grob und nur halb so viel werth, weil man damals noch nicht die englische Wolle zu bearbeiten verstand, wie später — Wolle und andere Waaren gelangten von den englischen Königen in die Hände florentinischer Kaufleute, welche sie dafür mit Geld in Kriegen unterstützten. Die Calimala oder Tuchmacherzunft besass zwanzig Waarenlager von französischen und ausländischen Tuchen, deren man jährlich mehr als 10,000 (Stück?) kommen liess, im Werthe von 300,000 Goldflorin und die man alle in Florenz verkaufte; die nach auswärts versandten sind dabei nicht mitgerechnet.*) Es gab 80 Wechselgeschäfte. Die Prägung der Goldstücke belief sich jährlich auf 350,000, ja sogar auf 400,000, die der Stücke zu vier Piccioli auf 20,000 Pfund. Die Richterzunft bestand aus 80 Mitgliedern, die der Notare aus 600, der Aerzte und Chirurgen aus 60. Ausserdem gab es 100 Apotheker (Speciali, weil sie ausser Arzeneien indische Spezereien verkauften) und eine grosse Zahl von Kaufleuten, Händlern und Handwerkern. Mehr als 300 Handeltreibende gingen ins Ausland.

Es gab damals in Florenz 146 Bäckereien, und die Mahl-

*) Das französische und andere auswärtige Tuch erhielt in Florenz die Vollendung. Die Kunst des Tuchscheerens z. B. war anderswo nicht bekannt. Und Anfangs schickten auch die Florentiner Arbeiter nach Flandern, welche ihr Geheimniss bewahren mussten. Auch zum Färben kamen die Tuche nach Florenz, wo man sich besonders auf die Bearbeitung mit Indigo verstand, womit man auch die schwarze Farbe befestigte und glänzend machte. Merkwürdiger Weise spricht Villani nicht von der Seidenzunft, die in Florenz so alt war. Freilich erreichte sie ihren höchsten Glanz erst im folgenden Jahrhundert, als die Wollenzunft sank.

und Backsteuer wies den täglichen Verbrauch von 140 Scheffeln nach, wobei man nicht vergessen darf, dass der grösste Theil der Reichen und Vornehmen mit ihrer Dienerschaft vier Monate im Jahre auf dem Lande zubrachte. Im Jahre 1280, als sich die Stadt in einem glücklichen Zustande befand, verbrauchte sie wöchentlich 800 Scheffel. Der gewöhnliche Weinverbrauch belief sich auf 55,000 ›Cogna‹ — 1 Cogna = 10 Barili — in Jahren des Ueberflusses auch 65,000. Ochsen und Kälber schlachtete man jährlich 4000, Hammel und Lämmer 60,000 Ziegen und Böcke 20,000, Schweine 30,000. Im Juli wurden am Thor S. Friano jährlich 4000 Lasten Melonen abgeladen.

Zu dieser Zeit bestanden in Florenz die sogleich zu erwähnenden Signorien, welche von Fremden geleitet wurden; sie durften Gericht abhalten und hatten das Recht, zu foltern: der Potestà, der Bürgerhauptmann, der Gerichtsvollstrecker und der Hauptmann der Wachen oder ›Conservator‹ des Volkes, welcher mächtiger als die anderen war. Alle diese Beamten hatten das Recht, körperliche Strafen zu verhängen. Dazu kamen noch der Unterrichter und der Appellationsrichter, der Aufseher der Frauentrachten, des Handels und der Wollenzunft, der geistliche Gerichtshof der Bischöfe von Florenz und Fiesole, sowie der Ketzerinquisitor.

Die Stadt war schön angelegt und enthielt viele prächtige Häuser, erweiterte und verschönerte sich immer mehr und führte zuerst jede neue Verbesserung ein. Es gab keinen Bürger oder Vornehmen, der sich nicht auf dem Lande reiche und grosse Besitzungen anlegte und zwar noch schönere, als in der Stadt. Und hierin that wohl ein Jeder zu viel, so dass man die Leute ihrer übermässigen Ausgaben wegen oft für verrückt hielt. Der Fremde aber, der zum ersten Male nach Florenz kam und im Umkreise von drei Miglien alle die herrlichen Paläste sah, der meinte, die Stadt habe eine Ausdehnung wie Rom, ohne die reichen Gebäude, Thürme, Höfe und ummauerten Gärten ausserhalb der Stadt mitzurechnen, welche anderswo Schlösser genannt worden wären. Man meinte, dass 6 Miglien

im Umkreise der Stadt schönere Gebäude lägen, als innerhalb derselben, selbst wenn man die Stadt doppelt rechnete.

*Einkünfte der Stadt.* Die regelmässigen Einnahmen der Stadt waren gering und diese musste sich mit der Auflage von Zöllen helfen; in Kriegszeiten nahm sie zu Anleihen bei reichen Kaufleuten ihre Zuflucht, und legte diesen, wie anderen hervorragenden Bürgern Steuern auf mit einem Anweis auf Zollfreiheit. Wir haben die Zölle genau aus den Registern der Gemeinde übertragen. Sie beliefen sich jährlich ungefähr auf 300,000 Goldflorin, eine gute Einnahme für ein Königreich, wie sie weder König Robert, noch der von Sizilien oder Aragon hatte.

Der Thorzoll für Waaren und Lebensmittel aller Art betrug 90,200 Goldflorin, der für den Wein im Kleinhandel, wobei man ein Drittel zahlte, 58,300; die Abgabe der Landbewohner (10 Soldi auf die Lira jährlich) 30,100; der Salzzoll, wobei man den Städtern den Scheffel für 40 Soldi verkaufte, 14,450; diese vier Zölle sollten die Ausgaben für den Krieg mit der Lombardei decken. Die eingezogenen Güter der Rebellen und Verbannten brachten jährlich 7000 Goldflorin, die Abgabe der Geldverleiher 30,000; die Adligen vom Lande zahlten jährlich 2000; die Abgabe für Kontrakte — dieselbe besteht noch heute und drückt den Bürger mit einer Last von $7^3/_4$ Prozent — betrug jährlich 20,000; für Vieh und Miethe 4450, für Mehl und Kleie 4250; der Zoll der auswärtige Aemter bekleidenden Bürger 3500 Goldflorin jährlich, für Anklagen und Vertheidigungen 1400; der Gewinn an den Goldmünzen nach Abzug der Ausgaben 2300, an dem Kupfergeld 1500; die Güter der Stadt und der Zoll der Fussgänger brachten jährlich 16,000, der Verkauf lebendiger Thiere in der Stadt 2000, der Zoll für die Bestätigung der Gewichte, Maasse, Friedensverträge und Zahlungen 600 Florin,*) für das Aufräumen von Orto San Michele und das

---

*) Die Bestätigung der Bezahlungen konnte nothwendig sein bei den Verträgen, welche man „Antikrisen“ nannte, wobei die Güter dem Gläubiger für eine gewisse Zeit abgetreten waren, und nicht erst übertragen wurden.

Leihen von Fässern 750 (zu Getreide, das der Stadt von Bürgern in Verwahrung gegeben wurde), für die Miethen auf dem Lande 550, für die Märkte daselbst 2000. Der Erlös aus den Verurtheilungen betrug 20,000, stieg aber mit den Jahren noch. Die Einnahmen für die Vergehen der Reiter und Fusssoldaten betrug jährlich 7000, für die Häuservorsprünge 7000, für den Fruchtverkauf 450, für die Erlaubniss, Waffen zu tragen, jährlich 1300 Goldflorin, 20 Soldi für den Mann; für die Gefängnisse 1000, für die Ernten 100, für die Arnoflösse 50, für die, welche die Bestätigungen zu prüfen hatten, 250, für die Reklamationen und Zunftvorsteher 300; für die Landgüter —, für die Prügeleien ohne Waffen —, für die, welche keine Häuser in Florenz hatten, aber mindestens 1000 Goldflorin besitzen —, für die Mühlen und Schleussen —, in Summa 300,000 Goldflorin und mehr.

*Ausgaben der Stadt.* Hier sind die regelmässigen und jährlich nothwendigen Ausgaben verzeichnet; der Goldflorin enthält 3 Lire und 2 Soldi. Das Gehalt des Potestà mit Dienerschaft betrug 15,000 Lire und 240 Soldi; des Bürgerhauptmanns und seiner Dienerschaft 5880 Lire, des Gerichtsvollstreckers gegen die Vornehmen mit seiner Dienerschaft 4900 Lire, des Konservators mit 50 Reitern und 100 Fusssoldaten 8400 Goldflorin; dies Amt war jedoch nicht stehend, sondern trat nur je nach Bedürfniss ins Leben. Der Appellationsrichter für das Gemeindegericht erhielt 1100 Lire; der Aufseher über die weibliche Tracht und ähnliche Dinge 1000 Lire; der Aufseher über die Plätze Orto San Michele und Della Badia 1300 Lire, der Aufseher über die Zucht der Soldaten 1000 Lire, die Aufseher, Boten und Notare für die Vergehen der Soldaten 250 Lire, die Kämmerer der Gemeinde und ihre Untergebenen, Notare und Mönche, welche die Gemeindeakten aufbewahren, 1400 Lire, die Beamten der Stadteinkünfte 200 Lire, die Gefängnissaufseher 800 Lire. Die Ausgaben für Essen und Trinken der Prioren mit ihrer Dienerschaft betrugen jährlich 3600 Lire. Die Knappen und Diener der Stadt, die Glöckner der beiden Thürme der

Prioren und des Potestà 550 Lire; der ausländische Notar der »Riformagione« und sein Kollege erhielten 450 Lire, der Stadtkanzler und sein Kollege 450 Lire; für die Fütterung der *Löwen*, welche die Stadt hielt, für Fackeln, Kerzen und Beleuchtungspfannen waren 2400 Lire angesetzt. Der Notar, welcher im Priorenpalaste die Stadtangelegenheiten registrirte, erhielt 100 Lire; die Diener der Signoren 1500 Lire; die Trompeter, 6 Stadtausrufer, Pauker, Bläser, Dudelsackpfeifer Beckenschläger, Bläser auf 10 kleinen und 6 silbernen Trompeten 1000 Lire; für die Almosen an Spitäler und Ordensmitglieder zahlte die Stadt 2600 Lire; für die Nachtwachen an den Stadtthoren 10,800 Lire; der Sammtbaldachin, der jährlich am Feste von S. Giovanni nöthig ist, sowie die von Tuch für S. Barnaba und S. Reparata kosteten 100 Goldflorin. Für Spione und auswärtige Boten wurden 1200 Lire, für Gesandte jährlich 5000 Goldflorin und mehr verausgabt, für Schlosswärter und Festungswachen 4000 Florin, um die Waffenkammern mit Schleudern, Pfeilen und Schilden auszustatten, 500 Goldflorin. In Summa betrugen die nöthigen Ausgaben ohne das Heer 40,000 Goldflorin jährlich. Für die Soldaten zu Ross und zu Fuss gab es keinen bestimmten Satz, sondern ihre Zahl wechselte je nach dem Bedürfniss, doch kann man dieselben, abgesehen von den im Kriege gegen die Lombardei verwendeten, im Friedensstande auf 700—1000 Reiter und ebenso viel Fusssoldaten veranschlagen. Von den Mauern, Brücken und dem Bau von S. Reparata, d. h. dem Dome, sowie anderen Bauten der Stadt, deren Kosten keine regelmässigen waren, können wir hier nicht reden.«

Welch reiches Bild des wirthschaftlichen und kommunalen Lebens entrollt diese seltsame Statistik! In derselben Stadt, in der noch Foltern in Uebung und Inquisitionstribunale bestehen, die feinste Theilung der Arbeit wie in der modernen Welt, Goldwährung und Veredlungsverkehr mit dem Auslande, Villenvorstädte, eine intelligente Handelspolitik, die sich für die Kriegsanleihen an englische Könige neue fruchtbare Indu-

strieen als Aequivalente eintauscht, welche die Stadt bereichern und Tausenden von Arbeitern Brot geben. Dabei welch ausgebildetes indirectes Steuersystem! ein Wunder, dass es ertragen wurde. Die Ausgaben für den Waffenschutz und öffentliche Pracht reichlich bemessen, für Beamte karg; die Mönche und Orden für Verwaltungszwecke und Armenpflege verwerthet — es ist ein wunderliches Bild des Haushalts einer Stadt aus mittelalterlichen und modernen Elementen gemischt; aber der kaufmännische und praktische Geist ist darin vorherrschend.

Zum grossen Aerger der vornehmeren Familien, die bisher die Aemter verwaltet hatten, gelangten unter dem Herzog von Athen und nach seiner Vertreibung die 14 niedrigen Zünfte zu den Aemtern. Unter denen, die das höchste Amt bekleideten, werden genannt: Seiler, Schuster, Weinwirthe, Käsehändler und Fleischer, »und da sie ein Amt hatten, dünkten sie sich Könige.« Zu diesen kamen, von den Vorstehern der niederen Zünfte begünstigt, viele niedrige Handwerker vom Lande und den umliegenden Orten von Florenz, die Villani nicht eben wohlwollend beurtheilt »als hergelaufene Leute ohne Verstand und Sitte und Ansehen, die mit unwürdigen Mitteln nach den Aemtern strebten.« »Es war widerwärtig zu sehen, wie sie mit grösserer Kühnheit und Eingebildetheit ihr Amt verwalteten, als je die alten eingeborenen Bürger es gethan.«

Es zeigte sich aber mit dieser Begründung der Volksherrschaft, dass die Parteien, die sich, wie die Ghibellinen und Welfen in den Familien der Ricci und Albizzi, früher mit den Waffen bekämpften, ihren Kampfplatz in die Wahlversammlungen verlegten.

Die fortwährenden Kriege mit Pisa, welche für Florenz den freien Zugang zur See für seinen Handel sichern sollten, wurden meist mit angeworbenen fremden Truppen geführt. »Die Städte dünkten sich etwas Grosses, als sie durch ihre Strassen Barone und bewaffnete Ritter aus allem Volk ziehen sahen; unter anderen thaten im Jahre 1365 ein Rudolph und Johann von Habsburg in Florenz Kriegsdienste.« Der vielen unglück-

lichen Erfolge in den Kriegen mit Pisa müde, eröffneten die Florentiner einen Hafen- und Landungsplatz in Talamone, um Pisa's Handel Konkurrenz zu machen. Diese wurde nicht nur durch Anpreisung sicheren Transports und billiger Frachten, sondern auch durch Gewalt geübt. So rüsteten die Florentiner in der Provence zehn neue Galeeren und in Neapel vier aus; und diese zwangen die Schiffe, die nach Pisa und anderen Häfen gehen wollten, nach Talamone zu fahren.

Von besonderer Bedeutung für die höchste Blüthe der Kultur Italiens, die wir unter dem Namen der Renaissance zusammenfassen, war es, dass in Toscana sich so frühzeitig eine schöne und edle Nationalsprache entwickelte, welche die Dialekte verdrängte. Dieser grossen Erscheinung widmet unser Autor ein Kapitel von reichem Inhalt an Kenntniss und scharfsinnigen Betrachtungen. »In Toscana entwickelte sich die in den ersten beiden Jahrhunderten nach dem Jahre 1000 noch unsichere Sprache in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu reifer Schönheit und erhob sich über die Mundarten zur italienischen Nationalsprache.« Dies muss im Geiste des Volkes und seiner Ueberlieferungen seinen Grund haben; und wir sehen ja auch in der obigen Statistik, dass Florenz in Zeiten, wo der Unterricht in anderen Ländern nur in Klöstern an bevorrechtete Stände ertheilt wurde, bereits für Volksunterricht öffentliche Anstalten errichtet hatte. Der Schwung und der edle Stil dieser Sprache lagen gewiss in ihrem Ursprung aus der christlichen Poesie, die zugleich italienisch und volksthümlich war. »In Toscana entstand die christliche Poesie. Der Gesang des h. Franziskus an die Sonne war die erste Regung der italienischen Sprache, ein Vorspiel der „Divina Commedia".« Die grossen, auf die höchsten Güter des Lebens gerichteten Leidenschaften, die mitten in den Kämpfen der schwäbischen Kaiser mit den Päpsten erwachten, der Glanz des bürgerlichen Lebens und der künstlerische Geist des Volkes in den italienischen Städten erzeugten »jene Fruchtbarkeit des Geistes, welche der ganzen Welt Licht brachte.« »Es entstand jetzt eine Sprache, welche

an Klarheit der griechisch-lateinischen gleich kam, aber von christlicher Empfindung getragen war; und es erhoben sich die Künste, die deutlichste Offenbarung des Einfach-Schönen und der lebendigste Ausdruck für das richtige Gefühl dieses Volkes, aus dessen Mitte der Dichter hervorging, der Himmel und Erde durchwanderte, allein auf das Gute als höchstes Ziel schauend.‹

Der Verfasser hat die Elemente dieser Sprachbildung richtig erfasst. Es ist klar, dass sie ein Kind des alten klassischen Geistes und des frischen treibenden Individualismus christlicher und abendländischer Empfindung war. Das Geheimniss dieser Zeugung, die Erklärung der Einheit dieser wiedergeborenen Sprache und Kultur erfahren wir dadurch nicht, wiewohl er eine Ahnung davon zu haben scheint, wenn er sagt: ›Die Italiener haben sich wenig und am wenigsten die Toscaner auf philosophische Feinheiten eingelassen, sie waren meist mit einer *allgemeinen Vorstellung* zufrieden und hingen den allgemeinen Ueberlieferungen an.‹ Diese Ueberlieferungen waren aber ebenso wohl antike klassische, wie christliche, und beide nicht in Klöstern verborgen, sondern unter dem Volke verbreitet.

Wir glauben die Erklärung jener aus so disparaten Elementen entsprungenen Einheit in einer Eigenschaft des italienischen Volkes zu finden, die es noch heute sowohl der Kirche, wie der Religion gegenüber bewahrt hat, und die wir mit Einem Ausdruck nur als *Naivetät* bezeichnen können. Die mangelnde philosophische Tiefe, die in den grossen viereckigen deutschen Köpfen steckte, hat ihnen keine Sorgen bereitet; sie liessen die alte und die neue Welt als Natur auf sich wirken und was mühelos aus ihrem künstlerischem Sinne sich emporrang, war ihnen recht, es wurde anerkannte Thatsache, wie die verschiedenartigen Ueberlieferungen, die es hervorgelockt hatten. Die kämpfende, ernste, strenge Wissenschaft erscheint erst am Ende dieser Kultur mit Galilei. Dies ist auch der Grund, weshalb die in den erregten Geistern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts entsprungenen allgemeinen Vorstellungen im Ge-

wande einer klaren bestimmten Sprache erscheinen; sie waren, was sie sein konnten, ganz, sie waren natürlich. Es zeigt sich dies auch in der Prosa.

»Gleichen Schritt mit der Dichtkunst hielt die toscanische Prosa, welche zuerst von grossen Geistern ihre Weihe erhielt, dann aber auch von unzähligen Chronisten und Uebersetzern klassischer Bücher, der Bibel, Kirchenväter oder Moralisten gepflegt wurde. Es waren Schriftsteller des Volkes, deren Stil jenen Stempel der Jugend trug, wie er sich auch bei Leibnitz findet, wie ihn Augusto Conti heute in Italien wieder eingeführt hat, und wie ihn Dante niemals, bei aller Hoheit seines Gedankens aufgegeben hat, eine klare Deutlichkeit des Ausdrucks, wo jedes Wort sich mit seinem Begriffe deckt, nicht äussere oder zufällige Schönheiten der Sprache, sondern der Ausdruck gesunden Verstandes und einer den Begriffen der allgemeinen Anschauung entsprechenden Ueberzeugung, das sind die beneidenswerthen Vorzüge der Trecentisten.«

Solcher »beneidenswerthen« »Gesundheit« gegenüber erscheinen allerdings die Seelenkämpfe des Wittenberger Mönches krankhaft, aber jene äusserliche Gesundheit und schöne Form waren auch der Theil einer Kultur, die mit der Zerstörung Roms durch die deutschen Landsknechte Karl's V. spurlos verschwand, und nicht die Wirkung der *Deutschen* Reformation haben konnte: *die Geistesfreiheit für die ganze Welt zu retten und selbst nach der Verwüstung des dreissigjährigen Krieges zu erhalten.* Wenn jetzt der alte Mann im Vatikan seine Gegner verflucht, so sind dies kalte Blitzstrahlen. Damals aber war es anders. Die Florentiner haben es in ihrer Nähe erfahren, als sie mit Visconti, dem Feinde des Papstes, in den Bann gethan wurden und nur mit Mühe dem furchtbaren Schicksal benachbarter Städte entrannen. Der Bann enthielt die Drohung, »sie selbst aber (die Florentiner), wenn sie dem Gebote nicht folgten, sollten Knechte werden, also dass ihr Weinen ein Schrecken für die Nachkommen werde.« Als die Söldlinge des Papstes, Hawkood mit seinen Engländern die Stadt Faenza er-

obert hatten, ward die Stadt vollständig geplündert, den Frauen bis zu den Nonnen herab Gewalt angethan, die alten Weiber aus der Stadt gejagt und die Männer gezwungen, sich loszukaufen oder im Elend zu leben. In Murata bei Cesena wurde unter den Augen des Kardinals von Ginevra und gegen das Versprechen bei der Uebergabe, dass den Bürgern nichts geschehen solle, noch furchtbarer gewüthet. »Auf Strassen und Plätzen lagen die todten Körper im Schmutz, in den Kirchen floss Blut und sogar auf den Altären mordete man; es begann ein grässliches Morden, das an Männern, gleichwie an Weibern und Kindern in der Wiege verübt wurde. Gegen 3000 Menschen sollen hier umgekommen sein.« »*Der Papst schwieg*, aber wenn er den Kardinal von Ginevra in einem öffentlichen Breve verurtheilt hätte, so würde dieser später dadurch, dass er sich zum Papst wählen liess, nicht eine Spaltung unter der Christenheit verursacht haben.«

Um auf das Kulturelement der Sprache zurückzukommen, so suchte *Dante* eine Volkssprache, erhaben über den Mundarten, auch über der florentinischen, eine Volkssprache, »die in den niedrigen Hütten pilgernd ein Unterkommen sucht,« in seinen didaktischen Schriften verwechselt er aber offenbar den Stil mit der Sprache; in seinen Gedichten jedoch ist diese noch viel zu sehr mit Latein versetzt und »seine so lehrreiche und bewunderungswürdige Sprache ist darum noch nicht als allgemein gültig anzunehmen.« Mit »dem Unterkommen der Sprache in den Hütten« dauerte es auch noch lange. »In Florenz ward erst gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts das Italienische öffentliche Sprache.« Und doch erhält erst dadurch eine nationale Sprache Leben, dass sie öffentlich wird. Ein grosser Theil von Ausdrücken »dringt täglich aus den niederen Kreisen in die Sprache feierlicher Reden und Bücher ein, ohne von denen selbst, die ihre Erfinder waren, verstanden zu werden. Ohne dies würde die Schriftsprache dürftig und farblos sein, und besässe weder Leben, noch Anmuth, noch Wirksamkeit.« Die höchste Vollendung in der Dichtung gab der Sprache erst

*Petrarca.* »Im sprachlichen Ausdrucke ist er der vollendetste italienische Dichter; dabei überschreitet er nie das Maass weder in ausgeklügelten Feinheiten, noch im mühsamen Streben nach Gedrängtheit und Kürze.«

Die Sprache Dante's und Petrarca's unterscheidet sich wie ihre Geliebten, die Seelen ihrer Dichtungen. »Dante's Beatrice war viel mehr eine Erscheinung, als ein wirkliches Weib. Als sie den Männern sich gezeigt, grüsste sie und ging vorüber, und nicht wagten die Augen nach ihr zu schauen.« Ganz anders Petrarca's Geliebte. »Laura ruht am Rand des lieblichen Gewässers, während eine Fülle von Blumen ihr leichtes Gewand, den Schooss und die blonden Flechten bedeckt.«

Die streng religiöse Richtung hatte den sinnlichen Elementen Platz gemacht; ja mehr und mehr entwickelte sich in Italien jener ungebundene Individualismus, der in praktisch schönen, kraftvollen Gestalten, wie in blutigen Verbrechen auftrat, getrieben nur von einem Streben, der sinnlichen Euthanasie, der Jagd nach dem Glücke. Dies trat schon zur Zeit Matteos Villani's, des jüngeren Bruders Villani's, ein, der seine Geschichte fortsetzte. »Zur Zeit Matteos war man schon weniger auf den Zweck aller Dinge und ihren sittlichen Inhalt, der ihren Werth ausmacht, bedacht. Das alleinige Streben galt dem *unmittelbaren Gelingen*, an dem weder das Wahre, noch das Gute Antheil hat.«

In dieser Zeit ist ein Schriftsteller aufgetreten, »in welchem sich der ganze Reichthum der verfeinerten Sprache, gleichsam glänzend und abgeschliffen durch den Gebrauch, vereinigte. *Giovanni Boccaccio* (1313—1375) steht, was den Reichthum und die Reinheit der Sprache betrifft, unübertroffen da, desgleichen in der klaren Richtigkeit des Ausdrucks und der feurigen Lebhaftigkeit seines Geistes, wie der Fähigkeit, sich den verschiedensten Formen anzuschmiegen.« Seine Novellen und seine Beschreibung der Pest sind unsterbliche Zeugnisse der Wohlredenheit und Schilderungskraft seiner Sprache.

Gleich hohen Werth legen die Italiener auf die Sprache in den Briefen der *Katerina von Siena.* »Form und bewusste Kunst ist bei ihr nicht zu finden; aber ihr Ausdruck ist natürlich; jedes Wort steht an seiner richtigen Stelle und tritt mit Nachdruck hervor.« Ihre Macht in der Gesellschaft von Florenz und in ganz Italien war eine gewaltige. »Im Ermahnen streng und kühn, war sie doch stets demüthig und höflich;« »sie schrieb an Päpste und Kardinäle, an die Magistrate der Republik, wie an weltlich gesinnte Jünglinge und verlorene Frauen.« Leicht flossen ihr die Worte von den Lippen. Mit Recht hat man bemerkt, dass ihre Rede durch die Reinheit des Ausdrucks und die richtige Wortbedeutung, deren Gründe ihr selbst unbewusst waren, eine Klarheit gewinnt, wie sie volksthümliche Schriftsteller sonst nicht erreichen.

Die bereits 1320 gegründete *Rechtsschule* »*Lo Studio*« wurde 1348 nach dem Aufhören der Pest eröffnet, erhielt vom Papst und dem Kaiser Karl IV. das Recht, Doktoren beider Rechte zu ernennen, entwickelte sich jedoch niemals zu einer Universität.

Unter den Künstlern ist *Andrea Orcagna* zu nennen, Maler, Bildhauer und Architekt; er erbaute die Kirche Orsanmichele, welche früher eine Halle war; auch wird seinem Entwurf die prächtige Halle auf der Piazza della Signoria zugeschrieben.

Es konnte nicht fehlen, dass in einem fundamental demokratischen Gemeinwesen die Uebel des Missbrauchs der politischen Macht zu eigensüchtigen Zwecken ebensobald hervortraten, wie heute in den Vereinigten Staaten von Amerika. Jeder war Politiker und suchte ein Amt. *Machiavelli* sagt: »Wer, wie wir, in dieser Stadt nicht Antheil an der Regierung hat, den bellt kein Hund mehr an; und wir taugen nur dazu, zum Begräbniss oder zur Hochzeit zu gehen oder den ganzen Tag wie ein Mädchen auf der Bank des Prokonsuls zu sitzen«, *Capponi:* »An der Regierung Theil haben bedeutete soviel, als weniger zahlen.« Wer nicht selbst mächtig war, buhlte um die Freundschaft der Mächtigen, um weniger mit Abgaben belastet zu

werden. Dies war auch der Grund, weshalb es nur mit Mühe erreicht wurde, einen *Kataster* festzusetzen und als er festgesetzt wurde, es nicht gelang, ihn durchzuführen. Die Reichen und Mächtigen wussten es zu hintertreiben. Schon 1326 wurde der Versuch gemacht, um die Mitte des Jahrhunderts der Antrag erneuert, aber erst am Ende desselben erledigt.

Die Schwierigkeit lag nicht in den ordentlichen, sondern in den ausserordentlichen Ausgaben der Republik, die sich den Luxus erlaubte, fortwährend Kriege zu führen, Städte zu kaufen oder zu gründen, und Gesandte in allen Theilen der Welt zu unterhalten, abgesehen von der Prachtentfaltung in monumentalen Bauten und bei öffentlichen Festen. Denn das ordentliche Budget nicht nur war an sich ein besonders günstiges; auch die Steuerveranlagung war eine so rücksichtsvolle und klug ausgedachte, dass wir heute noch davon lernen können.

Das jährliche Einkommen war 300,000 Goldflorin, die jährliche Ausgabe, ohne den Sold für die Kriege und die Kosten der öffentlichen Werke 40,000 Goldflorin. Der ansehnliche Ueberschuss war aber lange nicht hinreichend für die unaufhörlichen ausserordentlichen Ausgaben und musste oft durch Anleihen und Auflagen bei den reichen Bürgern gedeckt werden.

Der Modus der Abschätzung war folgender: Man theilte jedes Stadtquartier in vier Theile ein und erwählte für jeden derselben sieben Vereine von je sieben rechtschaffenen Bürgern, welche selbst die Höhe der Abgaben für jeden Bürger nach eigenem Ermessen bestimmen mussten. Die Verzeichnisse wurden dann den Mönchen von S. Maria degli Angeli oder anderen Mönchen überliefert, welche bei jedem Verzeichnisse der aus sieben Mitgliedern bestehenden Vereine die beiden höchsten und beiden niedrigsten Abschätzungen abzogen, die Summe der drei übrig bleibenden durch die Zahl der Posten theilten und so das, was jeder Einzelne bezahlen sollte, festsetzten (Pagnini Sulla Decima, I, 16).

Ein höchst eigenthümliches Institut war die Etablirung des »*Libro del Monte*«, des *Staatsschuldenbuches*, das in der ganzen folgenden Geschichte eine wichtige Rolle spielt und von

den Stürmen der politischen Kämpfe häufig beeinflusst wurde. Es war im Grunde ein Institut mit der Wirkung, die Staatsschuld zu einem äuserst einträglichen Zinsgeschäft für die darleihenden Kapitalisten unter den Bürgern zu machen. ›Die erste Schuld der Republik entstand in den Jahren 1222—26 zur Zeit der Konsuln und der kaiserlichen Herrschaft; aber diese Schuld, welche jährlich 25 pCt. Zinsen kostete, scheint allmählich verringert und nach 40 Jahren ganz getilgt worden zu sein. Trotzdem war die Willkühr dabei nicht ganz ausgeschlossen; die Säumigen wurden zuerst zum Zahlen aufgefordert; und endlich ging man sogar so weit, ihre Häuser zu zerstören, wenn sie nicht zahlen wollten; freilich kam es selten so weit, da man mit den Gläubigern Bedingungen einging, welche ihre Habgier befriedigten. Wer nämlich 100 bezahlte, hatte dafür einen Danar im Monat gut, was also soviel war, als 5 pCt. Aber für jedes 100 wurden ausserdem neue 200 als Anweisung auf die Abgaben eingeschrieben, so dass also die jährliche Rente in Wahrheit 15 pCt. betrug.‹ — Die ganze Stelle ist etwas dunkel. ›Wer nämlich 100 bezahlte . . .‹ damit ist offenbar der Staatsgläubiger gemeint, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Wie kam aber der Staatsgläubiger zu der Macht, Willkühr gegen den Schuldner, d. h. gegen die steuerzahlenden und an der Regierung doch in Zünften mitbetheiligten Bürger zu üben. Es lässt sich dies nur dadurch erklären, dass die darleihenden Bürger, die reichen vornehmen Familien, zugleich im Besitz der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt waren, die Steuern zur Deckung selbst ausschrieben und bei den Bürgern eintrieben. So haben die Medici mehrmals dem Staate grosse Anleihen geleistet, beherrschten aber auch später die Republik fast wie unabhängige Fürsten, und gebahrten oft mit der Gemeindekasse, wie mit ihrer eigenen. — ›Im Jahre 1345 legte man ein Buch an, in welchem die Namen der Bürger, welche Geld geliehen hatten, in alphabetischer Reihe eingetragen waren, man nannte es ›Libro del Monte‹, anf Grund dessen die alten Schulden der Republik getilgt wurden; die Staatsschuld stieg

auf 503,864 Fl. Durch bestimmte Anweisungen auf die Zolleinnahmen für Mehl und Brot wurde ferner eine Einrichtung getroffen — man würde sie jetzt Amortisationskasse nennen — mit deren Hülfe schon im Jahre 1369 für die fortlaufende Verminderung der Schulden des Monte Sorge getragen werden konnte; 1371 wurden vier Beamte für die Verminderung der Schulden des Monte erwählt, welche ermächtigt waren, unter vorgeschriebenen Bedingungen Kreditbriefe anzukaufen. Man verordnete, dass die Gelder des Monte nie als Strafgelder eingezogen oder verbraucht werden konnten, nicht einmal im Fall der Mitgift; aber der Verkauf oder die Uebertragung der auf den Monte eingeschriebenen Anleihen stand Jedem auf Grund eines einfachen Notariatsschreibens frei, und die Rechnungsführer des Monte hatten nur den Namen des neuen, unter denselben Bedingungen eintretenden Gläubigers an Stelle des alten einzutragen. Derartige Verkäufe waren häufig; der Preis der Kreditbriefe wechselte dabei, wie bei den Waaren, und die Zinsen stiegen bei dem grossen Gewinn, den der Handel einbrachte, oft bis über 20 pCt. Der Verkauf der auf den Monte eingeschriebenen Kapitalien scheint aber in der Weise gemacht worden zu sein, dass der Werth eines Kapitals von 100 bis auf 30, ja in schlechten Zeiten bis auf 15 und weniger herabsank.‹ — Diese Stelle scheint uns ungeschickt ausgedrückt zu sein; wenn sie überhaupt einen Sinn haben soll, kann damit nur der niedrige Kurs der Kreditbriefe gemeint sein, den sie zeitweilig in gefahrdrohenden politischen Verwickelungen erlangten. — ›Doch darf man nicht vergessen, dass ja der, welcher der Republik zuerst beigestanden hatte, Kapital und Zinsen verdreifacht hatte, was auf folgende Weise möglich war: Seit der Zeit des Herzogs von Kalabrien (1327) standen auf dem Monte zu 5 pCt. verzinsliche Gelder; bei Todesstrafe war verboten, mehr Zinsen zu nehmen, oder eine Abänderung des auf dem Monte stehenden Kapitals oder Zinsfusses vorzuschlagen. Im Jahre 1362, als man mit den Pisanern Krieg führte, wollte Niemand mehr für 5 pCt. Gelder verleihen, und wer dazu ge-

zwungen wurde, fühlte sich hart bedrückt. Weil man aber Geld brauchte, fand der in diesen Dingen sehr erfahrene Piero di Ser Grifo die Auskunft, dass dem, welcher 100 Fl. gab 300 eingeschrieben wurden, so dass er also 15 pCt. bekam; man nannte das den Monte von 1 : 3. Bei dieser fortwährenden Veränderung des öffentlichen, wie Privatvermögens ist noch eine Erfindung der schlauen Florentiner bemerkenswerth, eine Art »Börsenspiel«: Man kaufte nämlich den Besitztitel eines Kapitals nach dem Hauptbuche für einen bestimmten Preis, der am Anfang des Jahres zu bezahlen war. Dann verkaufte ihn der Käufer selbst wieder mehrmals im Jahre und kaufte ihn zurück, je nachdem der Kredit des Monte fiel oder stieg, bis die Republik, vermuthlich um diesem Spiel Einhalt zu thun, eine Abgabe von 2 pCt. auf jede Veräusserung des Besitzes legte.«

Wir sehen hier in einem Institut, das durch das Monopol, gegen die Einziehung der Strafgelder gesichert zu sein, eine einträgliche Quelle für arbeitslose und nichts leistende Kapitalanlagen wurde, dessen gesetzlicher Wucher zu häufigen Aufständen und Bürgerkriegen führte, da ja schliesslich die arbeitenden Steuerzahler für die hohen Zinsen der Staatsgläubiger aufzukommen hatten, wohin die uferlose Strömung der Demokratie in einem Gemeinwesen führt, das keine Einschränkung der Volksherrschaft durch eine dauerhafte Regierung, keine Regulative der auf- und abwogenden politischen Stimmung und Meinung durch eine geheiligte Charte oder Konstitution und eine methodisch geordnete, dem Talent und Fleiss, d. h. dem wahren Verdienst und nicht blos dem politischen Einfluss vorbehaltene Verwaltung, keine ethische Mässigung der Leidenschaften in der eigenen Willenskraft des Bürgerthums durch die Treue an eine sittliche Staatsidee besass. Die Vaterlandsliebe und der oft in leuchtenden Beispielen und in heroischer Gestalt erscheinende Patriotismus der Bürger bezog sich auf den Boden der Stadt und das dazu gehörige Land und auf die Familie. Dass in einem demokratischen Gemeinwesen nur der fest etablirte sittliche

Staat, der kategorische Imperativ der Pflicht im Herzen und in der Uebung der Bürger und die Kontinuität des Rechts in der politischen Entwickelung das geliebte Vaterland erhalten und in gefahrvollen Zeiten retten können, diese Erkenntniss war in den Geistern nicht aufgegangen und blitzte nur in den Schriften einzelner grosser Männer, wie Dante und Machiavelli, auf. Altrömische Sitten wurden wohl nachgeahmt, aber es fehlten altrömische Staatstugenden, altrömische Charakterreinheit und Männlichkeit.

Es zeigte sich auch bald die Wirkung solcher Privatausbeutung des Staates in den folgenden bürgerlichen Unruhen, welche das Emporkommen der niederen Zünfte und eine Volksherrschaft der gefährlichsten Art mit sich brachten. »Zu ihrem eigenen Schaden bleiben derartige Volksregierungen stets etwas Unvollkommenes. Zum Volke gehören freilich Alle, aber es giebt stets einen Theil des Volkes, dessen Recht darin besteht, so gut wie möglich geleitet zu werden; sobald man ihn selbst handeln lässt, würde er einsehen, dass er nichts Gutes zu Wege bringen und nur zerstören kann. In Florenz aber war es nicht möglich, gerade die Wildesten und Thörichtsten im Zaume zu halten.« »In der ersten Zeit der Republik beherrschten die oberen Zünfte mit Macht und Weisheit die neu entstandene, aber durch den alten Zwang im Zaum gehaltene Bürgerschaft.« »In der kurzen Zeit, während welcher die niederen Zünfte regierten, hörten die Verschwörungen, der Verdacht, die Verbrechen und das Blutvergiessen nicht mehr auf, und dabei musste sich die Kraft des Volkes verzehren.« Die oberen Zünfte erwiesen sich eben damals als das, was wir »das Bürgerthum« nennen, die unteren Zünfte übten mit erschreckender Aehnlichkeit die Politik unserer Sozialdemokraten. »Wenn ein Volk einmal die Selbstregierung gekostet hat, lässt es sich auch um so leichter regieren, wie gewisse Pflanzen, sobald sie geblüht haben, absterben. Aber obwohl das Volk von Florenz das politische Leben einbüsste, blieb die Stadt jedoch unter jeder Form eine Bürgerstadt.« Ganz gewiss; aber die Reichen

und Ehrgeizigen übten, *die demokratischen Formen als Leitern der Macht benützend*, bald eine thatsächlich *cäsarische* Macht aus, ohne den Namen von Fürsten zu führen; es waren die Familien der Scali, der Strozzi, der Medici — ein Glück noch für die Florentiner, dass unter der Herrschaft der Letzteren die Kultur sich zur schönsten Blüthe entfaltete und alle Volkskreise durchdrungen hat. Allerdings war dies Volk auch dazu durch seine eigene Entwickelung geschickt gemacht worden. »Die Magnaten waren machtlos und der Pöbel unbedeutend. Das, was im Alterthum, wie auch bei vielen Modernen als »Volk« bezeichnet wird, war hier durch uralte Ueberlieferungen, eine hundertjährige Freiheit, die geistige Thätigkeit und jenen Sinn für das Schöne, der auch das Wahre und Gute in sich schliesst und den Geist verfeinert, erzogen worden.« »So wuchs und blühte eine Stadt heran, die vielleicht so schlecht, wie keine andere regiert worden ist.«

»Die Zeit der Volksherrschaft war eigentlich vorüber, und es nahte das Jahrhundert der Einzelherrschaften und der grossen Unternehmungen, welche die Kraft der Regierung in der Hand Weniger vereint wissen wollten.«

Die Treue gegen die geschichtliche Wahrheit verbietet uns aber, die Schattenseiten jener glänzenden Kultur zu verschweigen, wie sie in der Glühhitze politischer Leidenschaften, namentlich im Hasse gegen die Pisaner zu Tage traten. Es ist einer jener furchtbaren psychologischen Kontraste, zu sehen, wie die feinen, gebildeten, lebensfrohen Florentiner im Kriege gegen eine Schwesterstadt zu den grausamsten Barbaren werden. »Als bei der Belagerung von Pisa 1406 Gambacorti, der die Vertheidigung leitete, wegen der ausgebrochenen Hungersnoth die Frauen, Kinder und waffenunfähigen Männer aus der Stadt schickte, liessen die florentinischen Bevollmächtigten öffentlich bekannt machen, dass, wer von den Pisanern den Belagerern in die Hände fiel, aufgeknüpft werden sollte; anfangs begnügte man sich damit, den Frauen die Kleider abzuziehen, ihnen das Lilienwappen auf die Wangen zu siegeln, und sie dann mit

Gewalt nach Pisa zurückzuschicken. Da dies jedoch nichts half, schnitt man ihnen die Nasen ab, und liess auch einige an einem für die Pisaner sichtbaren Orte aufhängen. Viele Frauen, Männer und Kinder standen, weil man sie nicht in die Stadt hineinlassen wollte, an den Mauern und starben hier; die herausgekommenen Frauen wurden auch von innen zurückgestossen und waren auf dem Kopfe mit glühenden Eisen gestempelt. Ihr Jammergeschrei ward nicht gehört, weder von aussen, noch von innen. So standen sie zwischen Lager und Stadtmauern, assen Gräser, wie das Vieh, und starben vor Hunger.«

Wohl war die Eroberung Pisa's für Florenz »eine geschichtliche und staatliche Nothwendigkeit,« und brachte dem florentinischen Handel Reichthum und Ausbreitung, erhöhte die Besitzungen der Stadt auf 20 Millionen Goldgulden und die auf dem Monte stehenden 5 Millionen auf die vierfache Höhe; aber die Grausamkeit, mit der sie bewerkstelligt wurde, liess einen unauslöschlichen Hass in der Brust der Pisaner zurück, der sie jedem fremden Eroberer in die Hände trieb, welcher ihnen Schutz und Unabhängigkeit von Florenz versprach; und thatsächlich erlangte Florenz erst an einem andern Ort der Küste einen gesicherten Zugang zum Meere, als es 1421 Livorno um 100,000 Goldgulden von den Genuesen gekauft hatte.

Im Jahre 1417 gelang es endlich, einen *Kataster* durchzusetzen und zwar für alles bewegliche und unbewegliche Gut, Kredit, Handel, Dienerschaft u. s. w. Es ist bemerkenswerth, dass das Gesetz von *Giovanni dé Medici* unterstützt wurde. Die Abschätzung geschah in der Weise, dass bei je 7 Florin Einkommen auf 100 Fl. Kapital geschlossen wurde. Miethen, Schuldverpflichtungen u. s. w. wurden jedoch abgezogen. Der Kataster wurde auch auf die Bauern, Zünfte und Fremden, die im Stadtgebiet wohnten, ausgedehnt.

›Wie nun aber,‹ sagt Machiavelli, ›nie die Menschen sich mit dem begnügen, was sie haben, so verlangte jetzt das Volk, ganz auf die früheren Zeiten zurückzugehen und meinte: man solle die Reichen, die ja nach dem Kataster so viel mehr,

als früher zahlen müssten, nun noch nachträglich so viel aufbringen lassen, als einst die Armen zum Nachtheil ihrer Familien und Häuser zu zahlen gezwungen waren.‹ Diesem gehässigen Verlangen setzte sich *Giovanni dé Medici* entgegen: ›Wenn,‹ sprach er, ›die alten Steuern ungerecht gewesen sind, so danket Gott, dass sie es nicht mehr sind, und bleibet in Frieden und bringt nicht Unfrieden in die Stadt. Ein jedes Volk und jede Regierung kann irren: Beruhigt euch mit dem, was ihr bis jetzt gehabt habt, und spüret nicht nach Anderem. Denn allzu straff dürft ihr den Bogen nicht spannen. Seid vielmehr Gläubiger, denn Schuldner dessen, was euch Gott gegeben, welcher der Richter ist über Alles und das Verdienst abwägt;‹ und damit erlangte er, dass das Volk von jenem Verlangen abliess.

Welch eine Sprache des ungelehrten Kaufmanns! Hätte ein Demosthenes, ein Perikles weiser und wirkungsvoller zum Volke von Athen sprechen können? An diesen wenigen Worten sieht man, dass die Medici aus dem Holz waren, aus dem Staatsmänner, fähig, ein demokratisches Gemeinwesen zu beherrschen, geschnitten werden; aus ihnen erklärt sich die meteorartige Erscheinung eines grossen staatsmännischen Talents, wie *Cosimo dé Medici*; es war Erbweisheit der Familie, gipfelnd im Haupte Cosimo's und sich zur Schönheit entfaltend in seinem Enkel Lorenzo ›dem Prächtigen‹. Giovanni dé Medici, der Vater Cosimo's, hatte seinen Söhnen noch sterbend empfohlen: ›nicht das Volk zu verlassen, aber auch nicht Parteihäupter zu werden, noch Unruhen zu stiften.‹ Es fand sich aber solche politische Weisheit nicht blos unter den Medici's, sondern auch unter ihren Gegnern und Rivalen. Als eines Tages Niccolo Barbadori (Goldbart) den alten *Niccolo da Uzzano* gebeten, Cosimo dé Medici zu verbannen, antwortete er: ›Es wäre dir besser, du hiessest Silberbart, denn, wenn du als alter Mann solchen Rath ertheiltest, würdest du wenigstens nicht deinen und unsern Untergang, wie den der Republik, erleben. Du kennst die Anderen nicht, weil du dich selbst

nicht kennst. Sich selbst kennen aber kommt von Gott.« »Verjagt man Cosimo, so kommt er nicht mehr als guter Bürger zurück. Jetzt kann er Florenz als Freier verlassen, kehrt er zurück, dann wird er denen, die ihn zurückgerufen haben, verpflichtet und in allen Dingen zu Willen sein.« »Die Medici sind einig und haben das Volk für sich, wir aber sind uneinig.« *Cosimo* musste aber doch Jahre lang in Venedig als Verbannter leben. Seine Rückkehr nach Florenz war, wie die eines Fürsten. In Florenz aber, dessen Strassen dicht mit dem ihn erwartenden Volk gefüllt waren, zog er Abends still und unerkannt im Palazzo Vecchio ein; es war am 6. Oktober 1434. »Von diesem Tage an verknüpft sich die Geschichte von Florenz auf drei Jahrhunderte mit derjenigen der Medici.«

Die Kultur, welche unter den *Medici's*, namentlich unter *Lorenzo*, sich zu einer Höhe von weltgeschichtlicher Bedeutung erhob, war keine plötzlich entstandene. Seit *Petrarca* hatte sich das Studium der Alten mehr und mehr ausgebreitet *Petrarca* hatte einen Homer aus Konstantinopel erhalten, konnte ihn aber nicht lesen. *Boccaccio* liess ihn für Petrarca von dem Griechen *Leontius Pilatus* ins Lateinische übersetzen, und bewirkte es, dass dieser als Lehrer des Griechischen und Kommentator Homer's nach Florenz berufen wurde. »Es war dies der erste Lehrer für griechische Sprache im westlichen Europa.«

Die italienische Literatur, deren Höhepunkt in das »goldene vierzehnte Jahrhundert« fällt, war im fünfzehnten nicht mehr so reichhaltig, aber reifer und fester in der Sprache, gediegener im Satzbau. Für die Sprache wie die Sitten der Zeit sind die Novellen von *Franco Sacchetti* aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts wichtig. »Für Sacchetti war nicht eine schöne Prosa Hauptzweck, sondern er schrieb, ohne viel zu wählen, und die Schönheiten seiner Sprache sind die natürlichen eines dem Schönen und Guten zugänglichen Geistes.« Unter den Chronisten ragt vor allen *Giovanni Morelli* durch Schönheit des Stils und natürliche und klare Sprache hervor. »Eine Beschreibung des Mugello, aus dem er herstammte, athmet ganz

die Frische und Grossartigkeit jenes schönen Landstriches. Seine politischen Abhandlungen über den Staat von Florenz zeigen in ihm einen scharfsinnigen und praktischen Beobachter, der das florentiner Volk gut zu beurtheilen weiss.«

Die Akademie von Florenz »Lo Studio« nahm einen neuen Aufschwung. *Emmanuel Chrysoloras* aus Konstantinopel wirkte dort als Lehrer des Griechischen. Als Rechtsgelehrte waren dort thätig *Lorenzo Ridolfi*, *Marcello Strozzi*, *Parlo Minucci da Prato Vecchio* und *Paolo da Castro*, als Theologen *Francesco Zarabella* aus Padua und *Fra Leonardo Dati*, als Professor der Literatur *Filippo Villani* und Andere. Es waren also alle Elemente einer Universität im Entstehen, und deren Vollendung hinderte lediglich die demokratische Eifersucht und der Geiz der Bürger in Bezug auf diesen Zweck. »Leider war das Studio wegen Mangels an Geld oft vernachlässigt; und doch fiel es den Florentinern nicht ein, die unterdrückte Universität von Pisa nach Florenz zu verlegen. Das Testament des *Niccolo da Uzzano* aber, welcher eine Summe zum Bau eines Kollegs, das in Verbindung mit dem Studio stehen und 25 florentiner und 25 auswärtige Zöglinge aufnehmen sollte, ward nicht ausgeführt, *»weil Neider nicht wollten, dass Florenz Niccolo so viel zu verdanken habe.«* Der Neid, diese niedrigste und dümmste Leidenschaft der Menschen, zeigte sich also auch hier, wie so oft bei uns, als wahrhaft kulturfeindliche Macht. Ist er doch heute die einzige treibende Kraft der allen idealen Strebens baaren Sozialdemokratie.

Was aber die Gemeinde nicht that, das thaten Einzelne; ein geistiger Hunger nach klassischen Studien hatte sich der Generation bemächtigt. *Palla Strozzi*, *Piero de' Pazzi* und der mit dem Griechischen vertraute *Ambrosio dei Traversari* sorgten durch Abschreiber für Sammlung der alten Klassiker und schrieben selbst Uebersetzungen. »Das Streben des Jahrhunderts während seiner ersten Hälfte schien ganz darin aufzugehen, alte Werke aufzuspüren und sie der allgemeinen Bildung zugänglich zu machen. Hierin zeichnete sich besonders der Florentiner *Niccolo Niccoli* aus einer armen Kaufmannsfamilie aus. Er brachte fast

sein Leben damit hin, alte Handschriften abzuschreiben und zu verbessern, deren er gegen 800, noch heute als die seinigen kenntlich, hinterlassen hat. Nach seinem Willen ward daraus nach seinem Tode eine öffentliche Bibliothek in San Marco gebildet.« »So war den Italienern, unabhängig von der Schule, die Bekanntschaft mit der griechischen und lateinischen Welt aufgegangen.«

Die *Malerkunst* ist von *Giotto* bis *Masaccio* und von diesem bis zu *Fra Bartolommeo* und *Andrea del Sarto* ihren Weg ein Jahrhundert hindurch langsam fortgeschritten, und ist dieser durch die Namen der trefflichsten Künstler bezeichnet. Als Ersten unter ihnen nennen wir *Fiesole*, dessen Grösse auch für uns erst durch *Kugler* aufgedeckt worden ist. Die engelhafte Anmuth und der seelenvolle Ausdruck seiner Madonnen ist bekannt, auch wie er in seiner letzten Periode in der Technik an *Raffael* heranreichte. In mancher Kapelle von Florenz und seiner Umgebung aber findet man noch Fresken von ihm von wunderbarer Schönheit, die in der Kunstgeschichte noch nicht hinreichend gewürdigt sind.

»Zu derselben Zeit ward zu Florenz eine Kunst erfunden, bei der die Malerei die Formen des Flachreliefs unterstützte. *Luca della Robbia* (geb. 1400) schuf, nachdem er sich bereits in Arbeiten in Marmor und Erz versucht hatte, diese neue, leicht zu handhabende Fertigkeit, mit der er zuweilen auch ganz grosse figurenreiche Bilder hervorbrachte. Der leuchtende und feste Lack, den er denselben gab, haben diese Jahrhunderte hindurch vor schädlichen Einflüssen bewahrt, so dass es aussieht, als hätten sie heute die Werkstatt verlassen.« Warum hat man in unserer Zeit noch nicht Versuche gemacht, diese Kunst wieder zu beleben? Das Malen unserer Stukkaturen ist gewiss nicht von der Schönheit und Dauerhaftigkeit jener Kunst.

Von ausserordentlicher Erscheinung waren die architektonischen Werke *Brunelleschi's*, vor allen die Vollendung des Domes. »Eine Kuppel von nie gesehenem Schwunge zu wölben, ohne sie während des Baues stützen zu können, sie im Spitzbogen

in die Höhe zu führen, was den Eindruck einer noch grösseren Höhe hervorrief, auf diese Kuppel aussen einen neuen Bau aufzusetzen, so dass man zwischen diesem und jener sich bewegen konnte, beide durch Steinstücke mit einander zu verbinden und die grosse Kuppel mit 24 eichenen, mit Eisen beschlagenen Balken zu befestigen — das war es, was der grosse Architekt unternahm. Am 7. August 1420 begann der Bau, und 1434 war die Kuppel vollendet, welche nicht nur unter den antiken, sondern auch den modernen Bauten nicht ihres Gleichen hat; denn auch die Kuppel, welche *Michelangelo* S. Peter gab und die höher steht, ist in sich selbst nicht von grösserer Weite und strebt weniger gegen den Himmel an. Auch die Zeichnung der Lanterna rührt von *Brunelleschi* her, der inzwischen bereits die Leitung anderer Bauten, wie von den Kirchen Santo Spirito und San Lorenzo in Florenz, unternommen und für Luca Pitti jenen Palast entworfen hatte, der das fürstliche Schloss der Herrscher von Toscana ward.«

In der Erscheinung *Brunelleschi's*, geb. 1379, gest. 1446, scheint ein kulturgeschichtliches Räthsel zu liegen. Wie konnte ein solches Genie plötzlich aus dem Schoosse des Volkes entspringen in einer Kunst, die eine Schule der mathematischen Wissenschaften und der Technik voraussetzt, die nicht vorhanden war. Man hat dies von *Michelangelo* gerühmt, aber dieser hatte doch an *Brunelleschi* einen Vorgänger. Ein Mysterium wird es immer bleiben, wie ein schöpferischer Geist vom Geiste, der in den Monumenten einer grossen Vergangenheit zu ihm spricht, befruchtet und zu neuen grossen Anfängen befähigt wird; wir können uns aber wenigstens eine Vorstellung davon bilden aus der einfachen und kurzen Biographie des Meisters, die uns Capponi giebt: »Filippo die Ser Brunellesco, von edler aber armer Familie, erlernte erst bei einem Goldschmied das Zeichnen, und erlangte bald eine grosse Fertigkeit im Fassen von Edelsteinen, wie im Niello, Flachrelief und in Silberarbeiten. Aber sein spekulativer Geist gab sich bald den Kombinationen der Mechanik hin, so dass er mit

eigener Hand Uhren verfertigte, die Lehre von der Perspektive erweiterte und Andere lehrte, und überhaupt an schwierigen und genialen Dingen Gefallen fand. Auch als Bildhauer schuf er Manches, was noch heute bewundert wird. Aber mehr als alles Andere zog ihn die Baukunst an; und es scheint, als habe er von Jugend auf an die Domkuppel gedacht, weil er 1401 sein Landgütchen verkaufte, nach Rom ging und dort lange Zeit hindurch nichts that, als die antiken Gebäude zu studiren, unter unterirdischen Ruinen herumzusuchen und über Bogenbau und Steinfügung nachzudenken. Im Jahre 1417 kam er wieder nach Florenz, wo er über die Kuppel befragt, seinen Plan durchsetzte, sie über einer 15 Ellen hohen Trommel, die an allen acht Seiten ein grosses Auge haben sollte, zu erheben.«

Es wird immer ein Wunder kraftvollster Genialität bleiben, wie ein Mann in seinem Selbststudium und den eigenen Mitteln seines Geistes gefunden, was unsere Baumeister durch jahrelange Studien in wohlorganisirten hohen Schulen lernen müssen.

Unter den Skulpturen ist aus jener Zeit die schöne Statue des heiligen Georg von *Donatelli* zu nennen, die den Unterbau von Orto San Michele auf der einen Seite schmückt und sich durch Lebendigkeit der Bewegung und edle Haltung auszeichnet; als Kunstwerke von gleich grosser Bedeutung aber gelten die Werke des Bildhauers und Erzgiessers *Lorenzo Ghiberti*, die Erzthür im Baptisterium von S. Giovanni und die dem Dome gegenüber liegende *Hauptthür*; die letztere ist die berühmteste. »Die zehn grossen Darstellungen sind Bilder, die sich mit den vortrefflichsten Gemälden vergleichen lassen.« »Die Schönheit und Wahrheit der Darstellung, die Mannichfaltigkeit der Bewegungen, die reiche Erfindung und wunderbare Ausführung sind hier derart, dass *Michelangelo* die Pforten für würdig des Paradieses erklärte.«

Ausser diesen Werken sind noch andere, Sarkophage und und Statuen, bekannt. Auch die Goldschmiedearbeiten setzte

er fort, und viele Künstler seiner Zeit schmückten mit solchen Arbeiten die Schatzkästen, Wohnungen und Villen der Bürger.

»Es schien Florenz der Sitz der schönen Künste geworden zu sein«; und alles dies geschah, *bevor* diese und die Wissenschaft den Schutz des Hauses *Medici* genossen.

---

## II. Kulturerscheinungen zur Zeit der Medici.

Es wird aus unseren Studien des vorigen Abschnitts über die Kulturerscheinungen von Florenz *vor* der Herrschaft der Medici überall die Thatsache durchsichtig hervortreten, dass sich in dieser Stadt, trotz der unaufhörlichen wilden politischen Kämpfe, die um so kulturfeindlicher waren, als sie von den Bewegungen fremder Eroberungen fast mehr, wie von den inneren Parteistreitigkeiten beeinflusst, zusammenhangslos hin- und herwogten, und nicht als Produkte eigener politischer Entwickelung angesehen werden können — dass sich trotzdem, sagen wir, eine eigengeartete Kultur in allen Beziehungen des menschlichen Lebens zu immer höherer Blüthe entwickelt hat. Diese Kultur trat in der Herrschaft der *Medici*, gleichsam in einem Brennpunkte gesammelt, auf; sie erleuchtete die Welt umher damals und durch die Finsternisse dunkler nachfolgender Jahrhunderte hindurch. Da aber die beiden hervorragendsten Gestalten dieses Hauses, der grosse Staatsmann *Cosimo* und der Pfleger der Künste und Wissenschaften *Lorenzo* »*der Prächtige*« niemals den Titel von Fürsten und Herzögen angenommen haben, so müssen wir, um ihre wahrhaft fürstliche Gewalt zu erklären, den politischen Ausgangspunkt und die Basis ihrer Erhebung kurz skizziren.

Bei der Abwesenheit jeder traditionellen oder systematischen Politik des Florentiner Gemeinwesens, wie etwa die der Signorienherrschaft von Venedig war, erfolgte die politische Entwickelung, oder sagen wir, da von organischer Entwickelung eigentlich keine Rede ist, die politische Fortbewegung in der Weise, dass

jede Partei, sei es von ephemerer oder vor längerer Herrschaft, die vom Volke emporgehoben wurde, eine *Balia*, eine konstituirende Versammlung, berief und *neue* Gesetze schuf. Es war hier also weder eine Kontinuität der Rechte und Gesetze, noch ein fester Anhaltspunkt an einer Verfassung gegeben; es war fortgesetztes politisches Werden, aber nicht wie Wachsthum aus einem Wurzelstock mit reichen Keimen gleichgearteter Zellen. Im *Ent*stehen erschien immer Neues; jedoch Nichts hatte *Be*stehen *Eine* dauernde Wirkung hatte aber dieses fortwährende Ringen individuellen Ehrgeizes um den Besitz der Macht doch, die immer tiefer bis in die niedrigsten Schichten dringende Volksherrschaft. Dass diese, gegliedert in der mittelalterlichen Form der Zünfte, zum Ausdruck kam, hatte mit dem Wesen dieser anarchischen Demokratie nichts gemein; es war eben nur vorgefundene mittelalterliche Form. Dies zeigte sich deutlich, als man zuletzt, entgegen jeglichem Sinne und Begriffe einer Zunft, also einer geschlossenen Arbeitsgenossenschaft, die Zunft der *Ciompi* schuf. Diese bestand aus den niedrigsten, *besitzlosen* Arbeitern, den Wollkrämplern, allen *unbeschäftigten* Arbeitern und dem *niemals arbeitenden Pöbel.* Es fehlte auch nicht an catilinarischen Existenzen, an »Junker Volands«, die diesen »süssen Pöbel« kirrten, wie jener adlige Luca de' Firidalfi, der das niedrige Volk »das Volk Gottes« und »heiliges Volk« nannte. Es war im Jahre 1378, dass diese Pöbelzunft der Ciompi bei Gelegenheit der Wahl von Salvestro de' Medici zur Herrschaft kam, und durch Mord und Plünderung in der Stadt ihren Charakter geoffenbart hat. Der Aufstand wurde von den bewaffneten Bürgern der höheren Zünfte niedergeschlagen, und die Schuldigen wurden mit Hinrichtungen und Verbannungen bestraft. Auch die *Medici* traf der Verdacht des Zusammenhangs mit der Verschwörung, und Cosimo wurde in Folge dessen verbannt. Es ist nicht anzunehmen, dass die klugen Medici wirklich ihre Hand dabei im Spiele hatten; denn sie hätten am meisten bei dem Siege dieser Klasse, der raubgierigen Kinder der Strasse, verloren. Wohl aber hatten sie, ohne sich

an eine bestimmte Partei zu binden, dafür gesorgt, dass sie im Volksglauben als die treuesten ›Volksfreunde‹ galten. Es war dies, wie wir sagen würden, zur Legende geworden. Schaden konnte daher ihrer Macht auch der Aufstand der Ciompi nicht, insofern diese nur nicht zur Herrschaft gelangten, und von den Medici begünstigt erschienen. Denn wenn auch immer vorherrschend der Pöbel ein besonderes Vorrecht auf den Namen ›Volk‹ zu haben glaubt, so ergreift der Klang des Namens ›Volksfreund‹ sympathisch alle, auch die mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft, und ist geeignet, einem Manne oder einer Familie goldene Meinungen in der ganzen Bevölkerung zu erwerben. Die Niederlage der Medici hat in Wirklichkeit während ihrer Verbannung den Anfang ihrer Herrschaft begründet, die Herrschaft des Handelsstandes, die Herrschaft der Einzelnen, der reichen Volksgünstlinge. Auf der Basis demokratischer Gleichheit erhob sich die Monarchie, nicht, wie anderwärts, als Folge ehrwürdiger geschichtlicher Tradition, sondern als Schössling allgewaltigen Reichthums, ausgezeichneter Lebensklugheit und selbstbewusster individueller Kraft. Wenn Capponi von der Verurtheilung der Führer des Aufstandes sagt: ›diese Gerechtigkeit ward also im Namen eines Volkes von Handwerkern ausgeübt: das Volk von Florenz wollte mit der Hefe des Pöbels nichts zu thun haben und steht insofern einzig in der Geschichte da, als es sich selbst zu regieren verstand, nachdem es die dazu geeigneten Formen gefunden hatte und die Gleichheit als Grundlage der Republik wirklich und wahr vorhanden war‹ — so waren in diesem kurzen Traume einer demokratischen Republik allerdings grosse lebensvolle Impulse in Bewegung: einmal, den Pöbel in seiner Rohheit und Unwissenheit nicht zur Herrschaft gelangen zu lassen, und dann, die Rettung der erworbenen Kultur vor der Verwüstung dieser Massen zu sichern. Die Fähigkeit *politischer Dauer* wurde aber diesem Zustande doch durch die Veranlassung seiner Entstehung genommen. Der Schrecken vor der Herrschaft der Ciompi, dieser Sozialdemokraten des alten Florenz, die ebenso, wie einer unserer Socialdemokraten sagt, ›vom Diebstahl anders dachten, als der

Philister«, hat es bewirkt, dass das Volk von Handwerkern die politische Herrschaft ganz in die Hände der handeltreibenden Klassen, ihrer Brotherren, spielte; und diese Herrschaft fand ihre Spitze in der Herrschaft der aus der Verbannung zurückgerufenen *Medici*. Mit dem mit fürstlichem Gefolge von Venedig nach Florenz zurückkehrenden Cosimo hörte die Republik in der That auf und blieb nur dem Namen nach bestehen. Die Herrschaft der Medici war aber unbestreitbar von grosser und dauernder Wirkung für die höhere und feinere Entwickelung der Kultur, deren ganze wirthschaftliche Grundlage schon vor jenem Aufstande in dem blühenden Zustande der Gewerbe und des Handels geschaffen war. In der anschaulichen Schilderung, die Capponi davon giebt, wird es auch offenbar, woher die Quellen des wunderbaren Reichthums dieser Stadt geflossen sind. »Florenz erlebte jetzt glückliche Tage und liess sich, was die äussere Form und den Glanz des Lebens betrifft, nur mit Venedig vergleichen. Niemals ward die Republik so trefflich verwaltet und niemals genoss sie in Folge ihrer glücklichen Unternehmungen grösseres Ansehen in Italien. In der Stadt blühten aber nicht allein Handwerk und Handel, sondern auch die Kunst erreichte eine hohe Entwickelung. Das Handwerk, besonders die geschickte Verarbeitung des gesponnenen und getriebenen Goldes hatte sich zur schönen Kunst entwickelt und das Verfahren, den Schmelz zu behandeln, ward für die ganze Goldschmiedekunst mustergültig. Der Reichthum stieg besonders seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch den Seidenhandel. Die Sammete, Brokate und Goldstoffe aus Florenz waren unübertroffen. Mit ihnen versorgte man alle fürstlichen Höfe, während die Tuche von geringerem Werthe durch ganz Europa und Asien sich verbreiteten und der Stadt reichen Gewinn brachten. Die Wollenbereitung stand ihrer früheren Vorzüglichkeit ebenso wenig nach. Die Florentiner schickten jährlich 16,000 Stück Tuch nach Venedig, welche in der Berberei, in Aegypten, Syrien, Cypern, Rhodus, Rumänien, Kreta, Morea und Istrien verbraucht wurden; und jeden

Monat brachten sie 70,000 Dukaten für Waaren aller Art nach Venedig, was auf's Jahr 840,000 Dukaten und mehr ausmachte, indem sie dafür französische und katalonische Wolle, Karmesin, gekrämpelte Wolle, Seide, Gold, gesponnenes Silber und Edelsteine einkauften.« (Rede des Dogen Tommaso Moncenigo.)

Die Folge der Politik Cosimo's, Alles zu zersetzen und zu vermischen, die Vornehmen arm und gering, die Niedrigen vornehm zu machen — er pflegte zu sagen, »mit einem Stück Rosazeug könne man einen guten Bürger machen« — war im Ganzen doch die, dass der Masse der Besitzlosen nicht blos durch politische Maassregeln, sondern auch durch wirthschaftliche Vortheile geschmeichelt werden musste. Interessant für die gleichen Wirkungen dieser Massenherrschaft ist es, dass hier schon so früh das Steuerideal unserer Radikalen, die *progressive Einkommensteuer* auftrat. »Der Kataster ward beseitigt, weil der regierenden Partei die Gleichheit nicht zusagte, und man erfand ein anderes Mittel, welches der Menge mehr gefiel; schon die Ciompi hatten es 1378 verlangt, und die Medici haben es bei der Steuerauflage stets angewandt. Auf der Grundlage der alten Abschätzung wurde nämlich die Abgabe nach dem Verhältniss des niedrigsten Satzes bestimmt, und dann immer höher hinaufgegangen — man nannte es deshalb scala — so dass z. B. wenn die Armen $^1/_2$ oder 1 pZt. bezahlten, die Reichen 2, 3 und 4 und mehr Prozent zu zahlen hatten.« Die alten Bürger verliessen die Stadt und gingen auf ihre Landsitze; sie wurden spöttisch »die Waldbewohner« genannt, die neuen Bürger aber, welche durch die Gunst der Mächtigen dorthin gekommen waren, wurden von den alten Geschlechtern »die feinen Bauern« genannt; aber jene schützte der Landaufenthalt nicht vor den Steuerexekutionen; »zweimal im Jahre gingen Boten auf's Land, welche die Häuser ausräumten, die Ernten wegnahmen und die Lebensmittel aufzehrten. *Nichts von alledem wurde dem Schuldner in Rechnung gebracht.*« »Wer Steuern schuldete und der Gemeinde geliehen hatte, dem wurde dies in Anweisungen gegeben, welche, weil sie noch nicht

fällig waren, nicht angenommen wurden. Die Helfershelfer der Regierung kauften nun von den Besitzern diese Anweisungen für den vierten oder fünften Theil des Werthes, um sie dann vom Staate, weil sie eben in Gunst standen, voll ausbezahlt zu erhalten; und auf diese Weise bereicherten sich Viele.« Ja man scheute sich nicht, unter dem Vorgeben, dass die Gemeinde Geld brauche, selbst die Monte der Mitgiften, wo man für die Mädchen zur Beschaffung einer Mitgift Gelder niederlegte, anzutasten. »Man berücksichtigte nicht einmal,« so klagt *Cavalcanti*, »dass keine Waare schwerer aufzubewahren sei, als die Jugendblüthe der Mädchen.«

Aehnlich wie Sforza in Mailand, begründete Cosimo in den äusseren Formen einer demokratischen Republik seine Gewaltherrschaft, indem er in der gewissenlosesten Weise die Reichen beraubte und seine armen Anhänger bereicherte. Es war natürlich, dass dies zu Verschwörungen und dann zur grausamen Unterdrückung derselben führte; aber auch die neuen reich und mächtig Gewordenen, die Cosimo an die Stelle der alten Optimaten als gefügige Werkzeuge seiner Herrschaft gesetzt hatte, wurden ihres Lebens nicht froh. »Im Jahre 1458 ward der Kataster erneuert, und zwar geschah dies besonders auf Verlangen der Bürger, welche die Theilnahme an der Regierung erweitern wollten. Denn ihre Gegner fürchteten den Kataster, weil dieser ihnen alle ungerechten Vortheile, die sie genossen, und den Missbrauch ihrer Macht gegen ihre Gegner entriss« (Nerli Commentari). »Die nach dem Jahre 1434 entstandenen Reichthümer bedrohte jetzt der Kataster. Den Landbesitz konnte man nicht verbergen, während man die Kapitalien im Handel anlegte, wo sie schwer als solche zu erkennen waren, zumal da man die darüber Auskunft gebenden Bücher verschwinden liess, wenn man im Geheimen andere Urkunden an ihrer Stelle besass. Da man den lügenhaften Angaben nicht auf die Spur kommen konnte, und es ausserdem schien, dass die Verpflichtung, die Bücher vorzuzeigen, den Kredit der Kaufleute und ihre Freiheit schädigte, kehrte man zu der alten Art der Abschätzungen

zurück. Hier herrschte wieder die Willkür, man traf ungleiche Bestimmungen und sah nur auf die Eigenschaft der Personen und die Gunst, die sie genossen. Dennoch bewahrten das Gesetz des neuen Katasters und die einzelnen Verordnungen über die Abzüge und Erleichterungen, abgesehen davon, dass sich darin grosse Erfahrung kundgab, zu Gunsten der armen und unschädlichen Bürger jene Milde, welche die Medici mehr, als irgend ein anderes Geschlecht, auszeichnete.«

Diese »Milde« in der Ausübung der Gesetze und die Leutseligkeit Cosimo's im Umgang erhielten ihm auch die Herrschaft. Es konnte nicht fehlen, dass Andere nach gleichem Reichthum und gleicher Macht strebten. So hatte sich *Luca Pitti* bei einer neuen Balia 1453 ausgezeichnet durch eine Verfassungsänderung, die den Zünften grosse Vortheile einbrachte, die *Wohnungen des Volkes verbesserte* und durch eine Handelsunternehmung von zehn Galeeren nach England, der Berberei und Konstantinopel der Stadt einen reichen Gewinn brachte; er wurde von den Bürgern reich beschenkt. »Cosimo konnte das Haus wegen Krankheit nicht verlassen, und Luca empfing man überall mit Ehren; später ward er mit grosser Feierlichkeit vom Volke zum Ritter gemacht.« Mit seinen schnell erworbenen Reichthümern erbaute er sich einen Palast, der den Cosimo's an Pracht übertraf, den »*Palazzo Pitti*«, die Wohnung der späteren Fürsten. Cosimo, obwohl für sich nicht verschwenderisch, entfaltete bei öffentlichen Festen wahrhaft fürstlichen Glanz. »Pius II. war auf seiner Reise nach Mantua, wo er zur Berathung des Türkenkrieges viele Fürsten der Christenheit zusammen gerufen hatte, im April 1459 durch Florenz gekommen. Bei seinem feierlichen Einzuge in die Stadt trugen Giovani Galeazzo, der erstgeborene Sohn des Herzogs Francesco, wie die Herren von Rimini, Carpi und Forli den päpstlichen Sessel. Zu Ehren dieser, wie zum Vergnügen des jungen noch nicht siebzehn Jahre alten Sforza wurden auf dem Platze von Santa Croce Tänze, Kampfspiele und eine Jagd abgehalten, zu der man nicht nur die Löwen, welche die Republik zu halten

pflegte, sondern auch Wölfe, Eber und Heerden von anderen wilden Thieren verwandte; unter ihnen befand sich sogar eine für die damalige Zeit noch neue Giraffe. Cosimo bewirthete den Sohn seines Freundes königlich und veranstaltete Maskenfeste, wobei sein noch nicht eilf Jahre alter Enkel Lorenzo als ein Gott verkleidet erschien.«

Cosimo de' Medici starb am 1. August 1464 im Alter von 75 Jahren zu Carreggi. Cosimo hatte als Nachkommen zwei Söhne, Piero (mit dessen erwachsenen Söhnen Lorenzo und Giuliano), dann Giovanni den jüngsten, auf den er die grössten Hoffnungen gesetzt, der aber wenige Monate vor Cosimo's Tode gestorben war, ausserdem einen unehelichen Sohn Carlo, der Priester und Preposto von Prato wurde. Als sich Cosimo in den letzten Monaten seines Lebens durch sein Haus tragen liess, rief er aus, dass dies zu gross für eine so kleine Familie sei. Der jüngere Bruder Cosimo's war schon 1440 gestorben; aus seinen wenig berühmten Nachkommen entsprang nach dem Aussterben von Cosimo's Nachkommen das Geschlecht, aus dem zwei Jahrhunderte lang die toskanischen Grossherzöge hervorgingen. Cosimo wurde, obwohl er sich ein feierliches Begräbniss in seinem Testament verbeten hatte, dem Glanze seines Hauses entsprechend bestattet und erhielt auf seinem Leichenstein durch öffentlichen Beschluss den Namen »Pater patriæ,« den man heute noch in San Lorenzo lesen kann.

Cosimo stürzte die alte Optimatenherrschaft von Florenz, die sich, wie heute noch im freien England die Aristokratie, trotz der demokratischen Institutionen erhalten hatte, und gründete seine Herrschaft auf ein neu von ihm begründetes Bürgerthum mit den Mitteln der Korruption. Das Seltsame und seinen Charakter Bezeichnende ist dabei, dass er dies, obwohl mit vollem Bewusstsein, doch ohne innere Neigung und Selbstrechtfertigung that. Der Erkenntniss seines scharfen Blickes in die Verhältnisse von Florenz entging es nicht, dass die Stadt durch die Kämpfe der Optimaten um die Herrschaft vernichtet werden musste; er betrachtete es als Staatsraison, die Stadt auch mit Mitteln, die er

selbst als schlecht anerkannte, zu erhalten. Als man ihm diese einst vorwarf, antwortete er: »besser eine verdorbene, als eine vernichtete Stadt.« Auch erkannte er wohl mit prophetischem Geiste, dass sein Thun seinen Nachkommen durch Racheakte heimgezahlt würde; er tröstete sich damit, dass die Kulturarbeiten, die er geschaffen, dass die Häuser, die er gebaut, bestehen bleiben würden. Die Monarchen des Mittelalters, die schon frühzeitig, wie im zwölften Jahrhundert Ludwig der Dicke von Frankreich, das Bürgerthum der Städte emporhoben und als Bundesgenossen gegen die Macht des Adels und der Kirche stärkten, konnten zum Glanze ihres Hofes doch des Adels nicht entbehren und waren der Kirche gegenüber nicht mächtig genug. Cosimo, ein Fürst der That, wenn auch nicht dem Namen nach, aus dem Bürgerthum hervorgegangen, verhalf diesem zur vollen Herrschaft und vermied sogar die ihm angetragenen Familienverbindungen mit Fürsten; er suchte die Herrschaft, ohne die Lust zur Herrschaft, ihrem Glanz und ihren Genüssen; er förderte die Kultur, ohne sich mit ihrer Pracht zu bekleiden und seinen Stolz damit zu nähren; eine nicht sittliche und doch selbstlose Natur: so scharf und schneidig in der Kritik seiner Aussenwelt, wie seiner selbst, dass er mit Bewusstsein nur als Werkzeug der Kultur gedient, die er geschaffen hat.

›Cosimo war von mittlerer Grösse, mager und bräunlich, von wohlwollendem Aussehen und nicht ohne Lebhaftigkeit und Würde. Er redete wenig, aber wusste zu überzeugen, indem er die Sache selbst und schmucklos darstellte. Seine Antworten waren kurz und er äusserte sich nicht, bevor er nicht selbst zur Klarheit gelangt war, oder schloss mit einem unbestimmten und doppelsinnigen Worte. Keiner übertraf seinen Scharfblick; dem Glücke verdankte er es, von seinen Feinden emporgehoben zu sein, sich selbst, sich vor den Freunden bewahren zu können. Selten hat er schlecht gehandelt und dann meist sich Mithelfer zu schaffen gewusst. Er war gross, wie ein Fürst, und lebte, wie ein Bürger. Ausserhalb der Stadt hielt man ihn in der

That für den Herrn von Florenz; und Fürsten, wie Republiken trugen Leid bei seinem Tode. In Florenz behandelte er Jeden vertraulich und überschritt nie die allgemeine Sitte. Als er zur Macht gelangt war, wollte er sich nicht mit grossen Herren verbinden, sondern gab seinem Sohne Piero Lucrezia dei Tornabuoni zur Frau und verheirathete seine beiden Töchter an einen Pazzi und Rucellai. An Reichthum kamen ihm nur wenige Fürsten gleich; er war der erste Geldmann seiner Zeit in Europa und hatte seine Geschäfte in vielen Städten, so dass das Haus Medici überall Kredit hatte. Philipp de Comines erzählt, wie sich Eduard IV. von England durch die Gelder Cosimo's aufrecht erhielt, der einmal auf seine Rechnung 120,000 Fl. vorstreckte und durch seine Agenten für den Herzog von Burgogne mit 50,000 und dann mit 80,000 Fl. Bürgschaft stellte. Aber keiner hat seinen Reichthum zu edleren Zwecken verwandt, während er auch bei seiner glänzenden Freigebigkeit noch mit Bedacht verfuhr; es machte ihm Vergnügen, die ersten Männer seiner Zeit in feiner Weise mit Geld unterstützen zu können.« »Seine zahlreichen Besitzungen verwaltete er sorgfältig und verstand sich gut auf den Landbau. Ja er beschnitt sogar einst selber seine Reben und pfropfte seine Fruchtbäume. Aber den grössten Glanz verwendete er auf Bauten; ausser dem Palast in Florenz erbaute er prachtvolle Landhäuser in Careggi, Fiesole, im Mugello, bei Trebbio und in Caffaggiolo. In Venedig errichtete er eine Bibliothek und ein italienisches Kolleg in Paris. Sein Haus in Mailand, wo ein Portinari für ihn sein Geschäft verwaltete, übertraf alle anderen an prächtigem Schmuck; es ist noch heute erhalten. Die Ausgaben dafür waren aber noch geringer, als die für den Kultus; in der Stadt errichtete er von Grund aus die Basilica San Lorenzo, erweiterte die Kirche und das Kloster des h. Hieronymus, im Mugello ein Minoritenkloster und stiftete in vielen Kirchen Altäre und kostbare Kapellen. Ja sogar in Jerusalem stattete er ein Hospital für arme Pilger aus. »Das thut er,« so schreibt sein ihm befreundeter Biograph (Vespasiano Vita di Cosimo), »weil ihm

sein Geld nicht gut erworben schien, und er pflegte zu sagen, dass er Gott niemals so viel gegeben habe, dass er sich nicht als Schuldner in seinen Büchern fände; auch hat er gesagt, er kenne die Gesinnung der Bürger und es würden keine 50 Jahre vergehen, bevor man die Seinen verjagte; aber seine Häuser würden bestehen.«

Auch die Künste unterstützte Cosimo freigebig; er pflegte mit den grössten Künstlern vertrauten Umgang und gab ihnen Aufträge. Selbst nicht gelehrt, hielt er doch die Wissenschaften in hohen Ehren, er gab grosse Summen für die Abschriften der zahlreichen alten lateinischen und griechischen Manuskripte aus, die damals plötzlich an's Tageslicht kamen, und hatte für die Gelehrten stets ein offenes gastfreundliches Haus. Für die Studierenden errichtete er in San Marco die erste Bibliothek, eine zweite in der Abtei von Fiesole und sammelte selbst bei sich viele Handschriften, die Grundlage zur »Mediceo-Laurenziana«. Vespasiano nahm allein 45 Autoren und beendigte 200 Bände in 22 Monaten. An Gemmen, Vasen, Münzen und Edelsteinen hinterliess Cosimo einen Werth von 28,423 Fl. Den vor den Türken fliehenden Griechen, wie Argyropulos, Chrysoloras und anderen, verschaffte er Lehrstühle in Florenz. Es lag aber in diesen klassischen Bestrebungen Cosimo's nicht blos die Absicht, die Sprachgelehrsamkeit und die historische Kenntniss des Alterthums zu fördern; er war von der höchsten Blüthe und den reifsten Früchten der griechischen Gedankenwelt, von der Philosophie Plato's so lebendig durchdrungen, dass er seine ganze Umgebung und die Besten seiner Zeit damit erfüllte. Wo er ein armes Talent erblickte, hob er es mit freigebiger Hand empor. So schenkte er dem armen jungen *Marsilius Ficinus*, dem Sohne seines Arztes, aus dessen Schule später die grössten Gelehrten der Zeit hervorgingen, ein Haus in der Stadt und eine Villa in Careggi. Kein Wunder, dass Wissenschaften, Künste und Gewerbe in einer Stadt blühten, wo sie am Reichthum und der Herrschaft, die in seiner Person vereinigt waren, solche Stütze fanden. Unter den Gewerben

war die Seidenbereitung, ein einfaches, ohne die Hülfe niedriger Thätigkeit betriebenes Gewerbe, die Hauptquelle des Reichthums. Da Cosimo stets dafür sorgte, die Menge der Handwerker gegen den Druck der höheren Zünfte sicher zu stellen, und seiner Herrschaft die freundlichsten Formen gab, »von denen barsches Befehlen und feiger Gehorsam ausgeschlossen blieb,« so sicherte er sich bis an sein Ende die Anhänglichkeit des Volkes. »Es scheint, dass mit der Einbusse an Kraft, die das Volk erlitt, die Geschichte von Florenz an Grossartigkeit verlieren muss, aber den Bürgern gereicht es zum Ruhme, sich selbst einer Herrschaft angepasst zu haben, die stets ihre Kraft in einem Mittelpunkt zusammen zu drängen bestrebt war, aber die, aus dem Volke selbst hervorgegangen, ihm auch noch Bewegung genug liess. Jene Herrschaft war um so angesehener, je bürgerlicher sie war.«

In das Erbe der unausgesprochenen fürstlichen Herrschaft trat Piero ein. Ohne den Geist des Vaters, gichtbrüchig und an allen Gliedern gelähmt nahm er doch in seinem Hause fürstliche Gewohnheiten an. Die Macht des Hauses ward als fortwirkende Errungenschaft der Staatsklugheit nur mühsam von ihm aufrecht erhalten. Die alten gedemüthigten und verbannten Geschlechter verschworen sich gegen ihn, und auf einer Reise von Careggi nach Florenz wurde er nur durch die kühne Schlauheit seines jungen Sohnes Lorenzo vor der Ermordung durch dieselben geschützt. Als auswärtige Stütze diente ihm die auch vom Vater auf ihn übertragene Freundschaft Galeazzo Sforza's von Mailand. Die ganze Hoffnung des Hauses ruhte aber auf *Lorenzo*. In fürstlichen Gewohnheiten aufgezogen, verkehrte er an den Höfen von Mailand, Este und Neapel, in Venedig und Bologna. Als er auf die Reise dahin ging, schrieb ihm sein Vater, »denke daran, lebendig zu werden und dich als Mann, nicht als Knabe zu zeigen und setze dein ganzes Streben daran, dich so zu bilden, dass du zu grösseren Dingen gebraucht werden kannst; diese Reise ist der Prüfstein deiner Werke.« Von Gentile von Urbino und dem Griechen Argyropulos in

den klassischen Studien gebildet, zeigte er schon früh poetisches Talent, wohl ein Erbtheil seiner Mutter *Lucrezia Tornabuoni*, von der geistliche Hymnen erhalten sind. Vom Grossvater hatte er den unternehmenden, staatsmännischen Geist, aber ohne dessen kühle und kluge Vorsicht. Es waren mehr diese inneren Anlagen, die ihn zu dem gemacht, was er geworden; denn in seinem Aeussern und seinen Sinnen hatte die Natur ihn nicht freundlich bedacht. »Die Gestalt Lorenzo's war etwas über Mittelgrösse, er hatte starke Glieder, aber sein Gesicht war wegen der platten Nase und den breiten Kinnbacken nicht schön, seine Stimme heiser und seine Sehkraft schwach, Geruchsinn besass er gar nicht.« Wie er sich aber nach dem Tode Piero's (1469) schon fähig zeigte, sein Haus zu verwalten und zu vergrössern, so zeigte er auch später bei aller schwungvollen und genialen Unternehmungslust den geduldigen staatsmännischen Fleiss. Obwohl zum Waffenruhm nicht erzogen, erhielt er doch bei einem Turnier zu Ehren seiner Hochzeit mit Clarice, der Tochter des Jacopo Orsino den ersten Preis, einen silbernen Helm mit einem Mars auf dem Bügel. Mit dem Herzog Galeazzo Maria von Mailand lebte er im freundschaftlichen Verkehr. Dieser kam im März 1471 mit seiner Frau Bona di Savoia, der Schwester der Gemahlin Ludwig XI. von Frankreich, nach Florenz. »Dem Herzog folgten 100 Bewaffnete und 500 zu seiner Leibwache gehörige Fusssoldaten, 50 in Silber- und Seidenstoff gekleidete Knappen, 50 galoppirende Rosse, welche seine Frau mit eigener Hand lenkte, 50 reich ausgeschmückte Rennpferde, sowie Koppeln von Hunden, Falken und Sperbern für die Jagd. Für die Herzogin und ihre Damen hatte er über die Berge durch Maulthiere 12 mit gold- und silbergestickten Decken bekleidete Wagen tragen lassen, deren man sich besonders in Mailand bediente; im Ganzen waren 2000 Pferde bei dem Zuge. Lorenzo beherbergte den Herzog bei sich auf eigene Kosten, die Hofleute wurden in der Stadt auf Kosten der Gemeinde untergebracht. Gross war die Pracht der öffentlichen Feste; in den Kirchen führte man heilige Dar-

stellungen auf, wobei die schöne noch nicht vollendete Kirche von San Spirito abbrannte; sie ward später wieder aufgebaut. Der Herzog war voll Bewunderung für das Haus der Medici, in dem sich die Grossartigkeit mit der Feinheit der Künste vereinigte, die herrlichen Gemälde und Bildwerke hervorragender Meister in Florenz, sowie die von den Medici aus ganz Italien und Griechenland zusammengebrachten Werke des Alterthums, und gestand selbst, dass der Reichthum des blossen Geldmannes Nichts gegen den Glanz des Hauses der Medici wäre. Die Zeit war anregend für künstlerische Geister, die Phantasie ganz den Erzeugnissen der schönen Künste zugewandt, der Geist lebendig und die Sitten entfesselt. Die Florentiner lebten in den Tag hinein und waren voller Witz. »Es war etwas Neues,« sagt *Machiavelli*, »dass man in der Fastenzeit ohne Ehrfurcht gegen Gott und die Kirche Fleisch essen sah; wenn also der Herzog in Florenz so viele feine höfische Gebräuche und Sitten, die jeder guten Ordnung entgegenliefen, fand, so trug er selbst noch mehr dazu bei.«

Bei diesem öffentlichen Leben wurde der Sinn für staatsbürgerliche Freiheit abgestumpft, die Wahlen für die Beamten waren in der Hand Weniger und diese nahmen sie nach der Willkür dessen vor, der am Ruder war; nur zum Schein nahm man in die Balia einige Männer anderer Parteien, und suchte die Zahl der Zünfte zu verringern. Lorenzo aber sorgte dafür, dass er ausser den ihm ergebenen Schlossherren, den Inhabern des Regierungspalastes, Bewaffnete auf dem Lande zur Verfügung hatte.

Die Staatsgewalt der Medici, die auf ihrem Reichthum begründet war, musste auch durch Mehrung desselben erhalten werden. Die kühnen Unternehmungen, die Lorenzo zu diesem Zwecke in's Werk setzte, hätten ihm bald das Leben gekostet.

Mitten in die sonnenhellen Tage des Glanzes und der Ueppigkeit Galeazzo's und Lorenzo's schlugen zwei furchtbare Thaten ein, wie die Blitzstrahlen plötzlicher Gewitter. Für die Kulturgeschichte jener Zeit sind beide Thaten, die Ermordung Galeazzo's durch drei mailändische Edelleute, wie der Mord-

anschlag auf die Medici, von grosser, aber ganz verschiedener Bedeutung. Die Mörder Galeazzo's wurden zu der Unthat weder von persönlichem Rachegefühl, noch von Herrschbegier getrieben, sondern von der Begeisterung für die altklassische Freiheit und die Apotheose des Tyrannenmordes, die ihnen das Studium des Alterthums einflösste; der Verführer der verblendeten unglücklichen Jünglinge war ein Gelehrter Cola Montano, der in altgriechischen und altrömischen Idealen schwelgte. Die Lorbeeren von Harmodios und Aristogeiton liessen jene nicht schlafen, bis die That vollbracht war, die nicht zur Freiheit, sondern zur schlechteren Herrschaft des Visconti führte. »Einige Jahre vorher hatte ein anderer Gelehrter, Stefano Porcari in Rom, durch einen »klassischen« Mord gleichfalls die Freiheit wieder herstellen wollen, und noch hundert Jahre hindurch wiederholten sich derartige Fälle in Italien; aber niemals ward der Zweck erreicht, sondern die Mörder bewirkten nur, dass die Fesseln straffer gezogen wurden. Die vorhergegangene Zeit zeigte uns nicht minder Beispiele von wilder Leidenschaft, aber Jedermann wusste, was er wollte; jetzt hatte das fortwährende Denken an das Alterthum die Geister verwirrt; die Tugend nahm eine heidnische Form an und das so künstlerische und wissenschaftliche Jahrhundert suchte nach dramatischen Effekten, wie man Italien ausserhalb des Landes suchte. Die anderen weniger gebildeten Nationen verfolgten ihren Weg, ohne zu fehlen, während in Italien die starken Geister oft ihre Richtung verloren.«

Wenn »würdige Männer« in Florenz die Ermordung Galeazzo's priesen, so lag wohl darin ein Zeichen der Zeit, ein Beweis, dass auch die dortige Atmosphäre mit schwarzen Thaten schwanger ging; die Motive des Mordanschlags auf die Medici, dem Giuliano, der leichtlebige harmlose Bruder Lorenzo's, zum Opfer fiel, waren andere, ein wilder Strudel der Leidenschaft, in dem Herrschbegier und Rachsucht zusammenströmten, in's Werk gesetzt von Männern, deren Geist nicht durch heidnische Ideale verblendet waren, von reichen, ehrwürdigen Handelsherren und dem gesalbten Haupte der christlichen Kirche.

Sprechen wir zunächst von den Ersteren.

So viel von den alten vornehmen Familien durch die Medici auch in Armuth versetzt, verbannt und hingerichtet waren, einige wenige und reiche angesehene Häuser waren in Florenz geblieben. Die Medici haben den Kopf der Schlange zertreten, aber diese hat sie in die Ferse gestochen. Zu jenen Familien gehörten die Pazzi, der reiche, ehrwürdige, besonnene Jacopo Pazzi in Florenz, das Haupt der Familie, und sein Bruder, der leidenschaftliche Francesco, der Handelsherr und Banquier des Papstes Sixtus IV. in Rom. Das Volk sah dieses alte berühmte Geschlecht mit misstrauischen Augen an. »Daher kam es, dass Messer Jacopo und seine Neffen nicht zu den Ehrenstellen zugelassen wurden, die ihnen nach dem Urtheil der Bürger gebührten; und die Acht zwangen den in Rom befindlichen Francesco, ohne die gegen die Grossen beobachtete Rücksicht, nach Florenz zu kommen.«

Der Hass der Pazzi und namentlich Francesco's gegen die Medici fand aber bald im Papste einen Bundesgenossen. Sixtus IV., aus dem armen Mönchsthum zum Glanz des päpstlichen Thrones emporgekommen, hatte eine zärtliche Leidenschaft für seine Nepoten und suchte ihnen Reichthümer und Herrschaften zu gewinnen. Hier trat ihm in seinen Unternehmungen Lorenzo in den Weg. Als der Papst für einen seiner Nepoten, Girolamo Riario, die Herrschaft von Imola, die auch Lorenzo erwerben wollte, durch Francesco Pazzi kaufen liess, verbot Lorenzo diesem grossen Handelsherrn in Rom als Bürge für den Kaufpreis einzutreten. Noch vermehrt wurde der Hass des Papstes und der Pazzi, als Castello, eine der abtrünnigen Städte des Kirchenstaates, die Sixtus wiedererobern und seinen Nepoten verleihen wollte, durch die Söldner Lorenzo's erfolgreich vertheidigt wurde, und den Papst zum Frieden zwang.

Einen dritten Feind schuf sich Lorenzo in der Stadt Volterra; einer der verschworenen Mörder war Antonio von Volterra. Diese Stadt mit ihren reichen Alaunbergwerken liess Lorenzo durch den Grafen Frederigo von Urbino erobern. Die Stadt kapitulirte

unter der Bedingung vollständiger Schonung; als die Soldaten aber in die Stadt drangen, wurden die Häuser geplündert, die Männer ermordet und die Frauen geschändet. Es war dies wohl weder die Absicht, noch die Schuld Lorenzo's, wurde aber auf seine Rechnung geschrieben.

Die Seele der Verschwörung war Francesco de' Pazzi. Der Papst war gewonnen; jetzt musste Jacopo de' Pazzi gewonnen werden. Dieser zeigte sich erst kühl und widerstrebend und hielt es für Wahnsinn, um sich mit seinen Neffen zum Herrn von Florenz zu machen, einen reichen Besitz und ein glänzendes angesehenes Leben auf's Spiel zu setzen; erst als ihm Francesco die Hülfe des Papstes und des Königs von Neapel vorspiegelte, liess er sich dazu bewegen. Giambatista da Montesecco sollte mit Soldaten nach Florenz kommen und die Verbündeten des Papstes, Lorenzo von Castello und Francesco da Tolentino sollten sich mit ihren Heeren in der Nähe von Florenz bereit halten. Alles an dieser That ist ein schneidender Hohn auf die Kultur jener Zeit: in Verbindung mit einem gemeinen Morde das ehrwürdige Ansehen eines altberühmten Handelshauses, die heilige Stellung des Papstes, der an sich nicht eine verbrecherische Natur war, wie die Borgia's, und zuletzt der Ort und die Gelegenheit der Ausführung, der Altar und die Lesung einer heiligen Messe in der Kirche. Diese letzte Scheusslichkeit hat auch einen rauhen Soldaten, einen Ergebenen Riarios, des Nepoten des Papstes, Giambatista da Montesecco, der den Mord mit ausführen sollte, kurz vor der That bewogen, zu erklären, es fehle ihm der Muth dazu.

Die Gelegenheit wurde genommen, als ein Neffe Riario's, der junge Cardinal Raffaello Riario, nach Florenz kam, von Lorenzo festlich bewirthet und an einem Sonntage von Giuliano und Lorenzo zu einer Messe im Dome begleitet wurde. ›Als Zeichen zum Anfang war der Augenblick ausersehen, wenn der Priester nach Beendigung der Kommunion die Messe schloss; denn dann benachrichtigte das Glockengeläute den Erzbischof Salviati, Jacopo Bracciolini und die anderen Verschworenen, den Regierungspalast, den Palazzo Vecchio, zu besetzen. Giambatista da Montesecco sollte den

Lorenzo tödten, Francesco de' Pazzi nebst Bernardo Bandini den Giuliano. Aber Ersterer ward durch die Liebenswürdigkeit Lorenzo's und durch den Gedanken, in der Kirche eine solche Gräuelthat zu begehen, davon abgebracht und sagte gerade heraus, dass ihm dazu der Muth fehle; an seine Stelle traten Antonio von Volterra und der Priester Stefano. Die Kirche war voll Volks, und die beiden Brüder gingen um den Chor auf und ab, als in dem bestimmten Zeitpunkt Francesco de' Pazzi und Bernardo Bandini, die in Giuliano's Nähe standen, diesem mit kurzen Degen die Brust durchstiessen, dass er sofort zur Erde stürzte; die Mörder fielen über ihn her und tödteten ihn vollends durch neue Stiche; bei der Aufregung stach sich Francesco de' Pazzi selbst in's Bein. Antonio von Volterra und der Priester griffen Lorenzo an, aber dieser hatte ihre Absicht vorher bemerkt, zog sein Schwert und vertheidigte sich, er erhielt nur eine leichte Wunde am Halse. Der verwundete Francesco de' Pazzi und Bernardo Bandini liefen herbei, um auch ihn umzubringen, nachdem sie noch den in seiner Nähe befindlichen Nori getödtet hatten. Allein Lorenzo sprang auf den Chor, lief vor dem Altar vorbei und entschlüpfte in die neue Sakristei; sofort liefen auch viele seiner Anhänger hin und schlossen die eherne Thüre zu, welche sein Vater Pierro hatte machen lassen. Hier befand sich auch *Agnolo Poliziano* als Augenzeuge, der die Verschwörung beschrieben hat; draussen hörte man Aufruhr und Waffenlärm; von Giuliano wusste man nichts. Bald darauf vernahm man an der Thüre viele Stimmen, welche riefen: Kommt heraus! Man wusste erst nicht, ob es Freunde oder Feinde waren, aber der junge Sigismondo della Stufa stieg mit einer Leiter auf den Raum vor der Orgel und versicherte, es seien Leute, welche Lorenzo vertheidigen wollten. Dieser ward daher nach einer Stunde aus der Sakristei geführt und von vielen Bewaffneten begleitet nach Hause gebracht. Die Verschworenen hatten sich, nachdem sie gehört, dass Lorenzo am Leben und Giuliano allein getödtet sei, nach allen Orten hin zerstreut. Der junge Kardinal, der ganz erschrocken neben dem Altar allein zurückgeblieben

war, wurde von seinen Priestern in die Mitte genommen und später durch zwei von den Acht und unter einer starken Bedeckung nach dem Palast geführt.«

Dann folgte der Kampf um den Regierungspalast, in welchem der Gonfalionere Petrucci, ein Anhänger der Medici, sich befand. Der Erzbischof Salviati war aus dem Dome mit 100 Bewaffneten dahin gegangen. Als er vor dem Gonfalionere erschien, den er in einer Angelegenheit des Papstes zu sprechen vorgab, und dieser bemerkte, »dass der Erzbischof beim Sprechen erbleichte, seinen Satz nicht vollendete, sich gegen die Thür wandte und räusperte, als wolle er draussen stehenden Leuten ein Zeichen geben,« sprang er, in solchen Dingen erfahren, zur Thür hinaus, rief die Prioren und bewaffnete die Bewohner des Palastes. Während dem erschien Jacopo de' Pazzi hoch zu Ross mit 100 Soldaten auf dem Platze, rief den Namen der Freiheit aus — »das Wort schien gar nicht mehr verstanden zu werden« — und suchte den Palast zu stürmen. Die von allen Seiten herbeigeströmten Anhänger der Medici siegten und besetzten den Palast. Der Erzbischof Salviati wurde nach einem Beschlusse des Gonfalionere und der Acht sofort aufgehangen, 26 Verschworene im Palast, darunter Diener und Priester des Kardinals, niedergemetzelt, die Uebrigen zu den Fenstern hinausgeworfen. Francesco de' Pazzi, der, verwundet am Bein, sich im Palast der Pazzi auf ein Bett geworfen hatte, wurde vom Volke abgeholt und ebenfalls im Palast aufgeknüpft. Jacopo de' Pazzi war in die Berge geflohen; er konnte nicht mehr stehen und bat die Bergbewohner, ihn zu tödten; eingeholt, wurde er in einer Sänfte zurückgebracht und ebenfalls gehangen.

Das war das Ende eines Florentinischen Bürgers, der wegen seines Glückes und Reichthums beneidet, als Haupt einer blühenden Familie bis zum hohen Alter in seiner Stadt geehrt, und aus politischem Ehrgeiz zum Mörder geworden war. Die Jugend des Pöbels schleifte seinen Leichnam in den Strassen umher. Montesecco wurde enthauptet, die beiden Mörder Giuliano's gehenkt. Bernardo Bandini war nach Konstantinopel

geflüchtet, wurde aber vom Sultan an einen Mediceer Antonio, den Lorenzo deshalb nach der Türkei geschickt hatte, ausgeliefert und in Florenz gehangen. So gross war Lorenzo's Macht und »so eifrig begehrte er der Welt zu zeigen, dass Keiner von denen, die seinen Bruder getödtet hatten, am Leben bleiben solle.« Die Signoren verordneten, dass der Name *Pazzi* aufhören, oder wer ihn trüge, denselben ändern solle. Erst nach langen Jahren wurde die Familie mit ihrem Namen wieder rehabilitirt.

Eines drängt sich bei der Betrachtung dieser tragischen Vorgänge dem Urtheil als Allgemeinstes unwillkürlich auf, dass dem glänzenden und geistig hochentwickelten Kulturleben dieser ganzen Gesellschaft wahre Religion, Sittlichkeit und Rechtsgefühl gefehlt haben; der schrankenloseste Individualismus hatte in der Jagd nach äusserem Glück nur Einen Gott: den *Erfolg*.

Der reichen politischen Geschichte von Florenz unter Lorenzo's Herrschaft können wir hier nicht folgen; als einen wahrhaft altrömischen Zug seiner Grösse und seines Muthes müssen wir zu seiner Charakteristik erwähnen, dass er während des Krieges des Papstes und des Königs von Neapel gegen Florenz in die Höhle des Löwen ging, an den Hof von Neapel, um einen günstigen Frieden für seine Vaterstadt auszuwirken. Aber auch sein Scharfsinn und seine Menschenkenntniss zeigte sich dabei: dem Worte und der Grossmuth eines Königs vertraute er, den gleichen Voraussetzungen und Versicherungen des Papstes nicht: zum Papste ging er nicht, trotz des Versprechens des freien Geleites und der Bürgschaft für seine Sicherheit.

Die alte Ordnung der Republik hielt Lorenzo im Ganzen aufrecht, schuf sich aber eine Art Staatsrath, die Siebzig, und aus diesen ein Ministerium des Aeusseren, die Acht »Otto di Pratica«. Am festesten aber wurde die Souverainetät des Kaufmannkönigs durch eine bewegliche Steuerordnung begründet. Gesetz konnte man diese nicht nennen. Der Form nach war es die radikalste Progressivsteuer, in der Praxis ward sie dahin wirksam gemacht, die Bürger daran zu gewöhnen, sich nur um

ihre Geschäfte zu bekümmern und die politische Prokura ganz in die Hände Lorenzo's zu geben.

›Man scheute sich vor jener strengen Gleichheit, die der Kataster anstrebte und erfand während Lorenzo's Regierung eine noch feinere Art und Weise der progressiven Auflage, die man damals die ›Decima Scalata‹ nannte, und die von den Medici's stets bevorzugt worden ist, schon deshalb, weil sie scheinbar das geringe Volk, auf das sie sich besonders stützten, begünstigte. Von denen, die zur niedrigsten Klasse gehörten, zahlte einer in gewissen Fällen den zwanzigsten, die der höchsten Klasse Angehörigen dagegen den sechsten Theil der Einkünfte. Die Florentiner waren in diesen Dingen sehr gewandt und erfahren, und wie schon Cosimo es gethan hatte, brachte es auch Lorenzo dahin, dass durch Erleichterung und Beschwerung der Abgaben in der That die Willkür herrschte, wo nur das Gesetz zu herrschen schien. So schmeichelte er den Freunden, strafte die Gegner und hielt das Vermögen Derer, deren Gesinnung noch unsicher war, in der Schwebe. Während er das allzu hohe Steigen einiger Familien verhinderte, gab er der grossen Masse der ruhigen Bürger, die nur auf ihren Handel bedacht waren, zu verstehen, dass davon, ob sie ihm ergeben seien oder nicht, ihr Glück oder Unglück abhinge.‹

Im Jahre 1490 ging er weiter, nahm den Siebzig die Vollmacht, die Signoren zu ernennen, und übertrug sie auf sich selbst. Damit hatte er die Regierung ganz in den Händen und besass die Macht eines Fürsten. Die herrschenden Geschlechter der von Florenz abhängigen Städte huldigten ihm; Könige und Fürsten verhandelten mit ihm über Staatsangelegenheiten. Ludwig XI. behandelte ihn wie einen Freund; Matthias Corvinus stand mit ihm in wissenschaftlicher Korrespondenz; die Signoria von Venedig, der Sultan der Türken und der Sultan von Egypten sandten ihm Geschenke, und von Künstlern und Gelehrten wurde er hoch gepriesen. Es war nicht dies der Grund, weshalb die Nachwelt ihm den Titel ›Magnifico‹ verliehen; denn dieser pflegte zu seiner Zeit Jedem gegeben zu

werden, der die Stellung eines Privatmannes überragte. Auch lebte er ausser bei festlichen Gelegenheiten, wie sein Grossvater Cosimo, als Bürger in der Stadt, liebte mehr Geselligkeit, als Pracht, bewahrte gegen Alle seine florentinische Vertraulichkeit und liess den Aelteren den Vortritt; er hatte um so mehr wirkliche Macht, als er den Schein derselben vermied. Jeden Versuch zum Aufruhr strafte er mit unerbittlicher Strenge. Dennoch war er beim Volke beliebt; denn obwohl im Zaume gehalten, war es durch die Förderung der Künste und des Handwerks reich geworden, erfreute sich des Glanzes der Stadt, feierte fröhlich seine Feste und war stolz auf den Ruhm Lorenzo's und die Pracht seines Hauses. Lorenzo erhöhte den Glanz der Wissenschaft und der Künste. »Sein kräftiger, vielseitiger und dem Schönen wie der Wissenschaft gleich eifrig zugewandter Geist machte ihn ebenso fähig für das Verständniss philosophischer Spekulation, wie der schönen Künste; unter seiner Umgebung ragte er als Prosaiker, wie als Verskünstler hervor, und dabei sammelte er eifrigst die Werke des Alterthums, die jenen Studien gerade ihren besonderen Stempel aufprägten. Die Gelehrsamkeit dieses Jahrhunderts war schwankend und veränderlich, die Sitten zügellos und das Leben heiter und froh, wie stets in Zeiten, die dem Verfall vorausgehen. Lorenzo schien gleichsam der Spiegel der ganzen Zeit zu sein. Er dichtete fromme Lieder, wie Karnevalsscherze und hörte ebenso gerne Priestern zu, wie er sich in Liebesabenteuern gefiel. Auf den Staat verwandte er seine fortwährende Sorge und war unermüdlich in Allem, was diesen betraf oder zu seinem Ruhm beitrug, während es schien, als ob er nur Spässe, Unterhaltung und die Gesellschaft lustiger und geistreicher Menschen aufsuchte. Seine Natur schien eben zu allen Dingen befähigt zu sein. Das Haus der Medici war ein Museum, eine Schule und ein Zufluchtsort des Genius; von ihm gingen sowohl die wichtigsten Beschlüsse, wie der Glanz der Wissenschaften, Spiele, Feste und die ganze Sittenverderbniss aus; zwei Päpste

erwuchsen in demselben, und »die Platonische Akademie«, welche ihren Einfluss auf die Studien und das Leben ausübte, hatte hier ihren Sitz. Hier verkehrten *Poliziano* und der in seiner Zeit wie ein Wunder angestaunte Graf *Pico della Mirandola; Michelangelo* versuchte sich hier zuerst in seiner Kunst und *Luigi Pulci* trug hier bei geistreicher Tischunterhaltung seinen Morgante vor. So viel Lebenslust, Pracht und Fröhlichkeit sah man niemals wieder beisammen; aber obenan stand in allen Dingen der Name Lorenzo's.«

Man muss sich nun nicht vorstellen, dass sich Lorenzo dieser Wiedergeburt des Alterthums, dieser Blüthe der Wissenschaften und Künste gegenüber blos wie ein fürstlicher Mäcen verhalten hätte. Wir haben schon erwähnt, dass er selbst nicht unbedeutende dichterische Versuche machte. Sein Haus wurde die geweihte Stätte der italienischen Poesie. Aber auch im Kreise der Philosophen seines Umganges, *B. Valori's*, *D. Acciajuoli's*, *P. Pandolfini's* und Anderer, an deren Spitze sein Lehrer, der geistige Sohn Cosimo's, *Ficino* stand, war er selbst als Gelehrter geehrt. Ficino giebt ihm das Zeugniss in seinen Schriften, dass er die Philosophie Plato's in allen ihren Tiefen erforscht und erfasst habe. Oft sprach er seine Ueberzeugung aus, dass es schwer sei, ohne dieselbe ein guter Christ und Bürger zu sein. Diese Quelle hoher geistiger Kultur ging auch von Lorenzo und seiner geistvollen Tafelrunde auf die ganze damalige Gesellschaft über; als höchstes Gut des Menschen, als Ziel auf's innigste zu wünschen, wurde sie in der Erziehung auch von den Frauen erstrebt; sie trieb die Vornehmen zu ernster wissenschaftlicher Arbeit; sie war die Begleiterin des Florentiners in der Heimath und in der Verbannung.

Nicht lange sollte die Herrschaft Lorenzo's dauern. Die in seiner Familie erbliche Gicht zog ihm ein Magenleiden zu, und am 8. April 1492 starb er unter den heftigsten Schmerzen in der Villa von Careggi, kaum 44 Jahre alt. Die traurigen Zeiten Italiens, die seinem Tode folgten, stellten sein Andenken

in helles Licht; es schien, als ob er allein fähig zur Rettung des Landes gewesen wäre.

Wir haben der Charakteristik und Geschichte Lorenzo's eine längere Betrachtung gewidmet, weil er der vollendetste Typus der Kultur, ›ein Spiegel‹ seiner Zeit war. Ein eigengeartetes Kulturleben wird mehr, als durch allgemeine Schilderung und Erörterung, durch konkrete Persönlichkeiten veranschaulicht und begriffen. Wie wir hier als solche Cosimo den nüchternen, zurückhaltenden, klugen Staatsmann und seinen Enkel Lorenzo, einen Staatsmann von gleicher Grösse, aber kühner und vielseitiger, künstlerisch begabter und fürstlicher in der Erscheinung, kennen gelernt haben, so werden wir später in einem Gelehrten von wunderbarer Vielseitigkeit ein anderes Spiegelbild jener hohen Kultur erblicken, der zur Dauer allein die sittlichen Grundlagen der Gesellschaft und des Staatslebens fehlten. Dieser Mangel ist auch das einzig Beklagenswerthe, nicht der Untergang der sogenannten ›Freiheit‹ der Republik. Eine begehrenswerthe staatsbürgerliche Freiheit kann nicht ohne die Herrschaft und den Schutz des Gesetzes in gleicher Kraft und Dauer für Alle gedacht werden. Die verfassungslose Regierung jener Republik war stets die zeitliche Willkürherrschaft einer Partei oder Einzelner, die mächtig genug waren, eine Partei um sich zu sammeln. Kamen diese zum Siege, so wurde nicht nur die unterliegende Partei verbannt, gefoltert und hingerichtet; eine ›Balia‹ sorgte auch stets dafür, die Gesetze den Interessen der siegreichen Partei anzupassen. Die Gleichheit und Freiheit bestand nur in der Demokratie, welche es jedem kühnen und kraftvollen Individuum gestattete, nach dem Preise dieser Willkürherrschaft zu ringen. Diese Entfesselung aller Kräfte weckte in allen Schichten des Volkes die eigenartigen Begabungen für Kunst und Wissenschaft, Politik und Verwaltung, Handel und Gewerbe. Diese individuellen Kräfte wirkten aber nicht harmonisch, sondern oft in gegenseitiger Vernichtung; sie dienten daher der gemeinsamen Kultur besser unter dem einigenden Zwange eines reichen und gewaltigen Einzelnen. Aber auch

diese Herrschaft war dem Herrschenden zu Liebe nach seiner Form gegossen, und stand auf zwei Augen; keine Charte sicherte die staatsbürgerliche Freiheit und mit ihr die Dauer dieser Herrschaft. Und doch, scheint es, hat die Gewohnheit, politische Rechte auszuüben, in der das Volk aufgewachsen war, durch Jahrhunderte hindurch den Beharrlichkeitstrieb in demselben erhalten, ihre Regenten zur Achtung gewisser Volksrechte zu zwingen. Auch die Entthronung der letzten Fürsten von Toscana wurde nicht durch den Widerstand gegen etwaige Bedrückung, sondern nur durch die politische Nothwendigkeit der Einheit Italiens herbeigeführt.

Cosimo und Lorenzo de' Medici waren die einzigen Staatsmänner jener Zeit, welche dadurch, dass sie unter den sich beständig bekämpfenden Fürsten und Städten das politische Gleichgewicht erhielten, die übergreifende Fremdherrschaft der grossen benachbarten Einheitsstaaten abzuhalten vermochten. Auch der päpstliche Thron gehörte zum politischen Machtbesitz der Familie. Ihre Nachfolger so wenig, wie die uneinigen Herrscher und Signorieen der anderen Staaten waren fähig, der Fremdherrschaft, die zugleich mit der kriegführenden Kirche einzog, zu widerstehen. Hat die erstere die Einheit und Unabhängigkeit Italiens für Jahrhunderte vernichtet, so erlag der tödtlichen Umarmung der Kirche auch die Kultur, welche die Mediceer jener Zeit zu ihrer Blüthe entwickelt hatten, die ihre Nachfolger aber nicht mehr erhalten konnten.

Wie die Bildungselemente der unter Cosimo und Lorenzo und von ihnen selbst zahlreich gesammelten alten Handschriften die Sprache und die Literatur veredelten und die wilden Sitten jener Zeit milderten, so übten die durch Cosimo berufenen Griechen *Gemisto Pleton*, der Kardinal *Bessarion* und der von ihnen erzogene Sohn des Arztes Cosimo's, *Marsilio Ficino*, die Gelehrten der ›Platonischen Akademie‹ und ihre Anhänger einen Einfluss aus, der durch ernstes sittliches Streben und die wiedergeborene hohe Idealität Plato's ein wirksames Ferment in den starren Autoritätsglauben der Kirche und der ihr

dienenden scheingeistigen Scholastiker brachte. Der letzte Sonnenglanz dieser Idealität leuchtete vor dem Untergang der Kultur der Renaissance noch einmal auf im Geiste Galilei's und seinem ernsten, die kosmische Welt erforschenden wissenschaftlichen Streben.

Von welcher Tragweite diese Richtung für eine kirchliche Reformation hätte werden können, zeigt die Thätigkeit *Marsilio Ficino's*, eines scharfsinnigen Denkers, eines vortrefflichen Lehrers und Priesters von einfachen und reinen Sitten, der in seinem berühmten Werke ›Platonische Theologie‹ platonisches und christliches Denken als Gleichbedeutendes zu erhärten strebte. Ausser diesem Werke übersetzte er Plotin und erläuterte die alexandrinischen Neuplatoniker. Zu seiner Zeit und nach ihm lehrte *Cattani da Diacceto* in Florenz Platonische Philosophie und wirkte auch durch seine Schriften. Auch ist hier als Zeitgenosse der ältere Platoniker *Chr. Landino* zu erwähnen, dessen Abhandlung über den Adel der Seele in seinen ›Disputationes Camaldulenses‹, sein Kommentar über die Divina Commedia und seine Uebersetzung der Naturgeschichte des Plinius ihm hohe Ehren im Leben und in der Wissenschaft eintrugen.

Kraftvoller und einheitlicher noch, wie in der fürstlichen Erscheinung Lorenzo's, trat die Vielseitigkeit dieser Kultur in dem Leben eines Privatgelehrten *Leone Battista Alberti* hervor.

Es war ein Gedanke Gœthe's, eine Idealblume zu ersinnen. Schleiden hat versucht, eine solche darzustellen; sie entbehrt aber der Schönheit wirklicher Blumen. Mit der Ersinnung eines Idealmenschen würden die Schwierigkeiten eines solchen Vorwurfes bergehoch steigen. Idealmenschen ihrer Nation und ihrer Zeit haben wohl öfter in der Geschichte bestanden, vielleicht nicht immer solche, welche der Zufall äusseren Erfolges auf die allsichtbare hohe Stufe des Ruhmes emporgehoben hat. Als konkrete, vom wirklichen Leben geleistete Erscheinung eines Idealmenschen jener Kultur kann man wohl Alberti in seiner vielseitigen, mächtigen Einheitlichkeit hoher menschlicher

Bildung betrachten, wie wir ihn nach Zügen, theils von Capponi, theils von Burckhardt gesammelt, schildern wollen.

*Leone Battista Alberti* war in den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts in der Verbannung geboren aus jener Familie Alberti, die in Florenz so heftig verfolgt worden war. Von Kindheit an übte er alle Tugenden, die ein Schmuck des Menschen sind. Er war in allen Leibesübungen und ritterlichen Künsten der Erste; konnte mit geschlossenen Füssen den Leuten über die Schultern hinwegspringen, Geldstücke so hoch im Dome emporwerfen, dass sie oben am höchsten Gewölbe anklangen, die wildesten Pferde bändigen. Im Gehen, im Reiten und im Reden strebte er vollkommen zu erscheinen. Die Musik erlernte er ohne Meister und komponirte Stücke, die das Lob von Musikkennern erhielten. Bereits frühe wandte er sich dem Studium der Rechte zu und erwarb die Doktorwürde im Kirchenrechte; unter dem Drucke der Dürftigkeit studierte er beide Rechte viele Jahre hindurch bis zu schwerer Krankheit durch Erschöpfung; und als er im 24. Jahre sein Wortgedächtniss geschwächt, seinen Sachensinn aber unversehrt fand, legte er sich auf Physik und Mathematik und lernte daneben alle Fertigkeiten der Welt, indem er Künstler, Gelehrte und Handwerker jeder Art, bis auf die Schuster, um ihre Geheimnisse und Erfahrungen befragte. Er malte und modellirte äusserst kenntliche Bildnisse, auch aus dem blossen Gedächtniss. Besondere Bewunderung erregte der geheimnissvolle Guckkasten, in welchem er bald die Gestirne und den nächtlichen Mondaufgang über Felsgebirgen erscheinen liess, bald weite Landschaften mit Bergen und Meeresbuchten bis in duftige Fernen hinein mit heranfahrenden Flotten im Sonnenglanz, wie im Wolkenschatten. Aber auch, was Andere schufen, erkannte er freudig an, und hielt überhaupt jede menschliche Hervorbringung, die irgend dem Gesetze der Schönheit folgte, beinahe für etwas Göttliches. Er war Schriftsteller und Künstler, Maler, Bildhauer und ein ausgezeichneter Architekt. Eines seiner vorzüglichsten Bauwerke

ist die Kirche von Sant Andrea in Mantua. Seine schriftstellerische Thätigkeit betraf zunächst die Kunst selbst; er verfasste ein Buch über die Baukunst, noch heute zu den bedeutendsten gerechnet, Marksteine und Hauptzeugnisse für die Renaissance der Form, zumal der Architektur, dann lateinische Prosadichtungen, Novellen, Schauspiele, von denen eine lateinische Komödie für ein Werk der Alten gehalten wurde, scherzhafte Tischreden, Elegieen und Eklogen, ferner ein italienisches Werk vom Hauswesen, das fälschlich dem Agnolo Pandolfini zugeschrieben wurde, in dem, wie er selbst sagte, er im Styl »das Griechische des lieblichen Xenophon« habe nachahmen wollen. Auch eine Leichenrede auf seinen Hund hat er geschrieben. Ausserdem beschäftigte er sich viel mit Mechanik und erfand besonders für die Schifffahrt wichtige Maschinen; sogar in der Wissenschaft der Perspektive war er der Meister für seine Nachfolger. Als Anhänger der platonischen Lehren verfasste er mehrere moralische Abhandlungen in italienischer Sprache. Seine ernsten und seine witzigen Worte waren bedeutend genug, um gesammelt zu werden; Proben davon, viele Kolumnen lang, werden in seiner Biographie von Muratori und Vasari mitgetheilt. Und Alles, was er hatte und wusste, theilte er, wie wahrhaft reiche Naturen immer thun, ohne den geringsten Rückhalt mit, und schenkte seine grössten Erfindungen umsonst weg. Endlich wird aber auch die tiefste Quelle seines Wesens namhaft gemacht: ein fast nervös zu nennendes, höchst sympathisches Mitleben an und in allen Dingen. Beim Anblick prächtiger Bäume und Erntefelder musste er weinen; schöne würdevolle Greise verehrte er als »eine Wonne der Natur« und konnte sie nicht genug betrachten; auch Thiere von vollkommener Bildung genossen sein Wohlwollen, weil sie von der Natur besonders begnadigt seien; mehr als einmal, wenn er krank war, hat ihn der Anblick einer schönen Gegend gesund gemacht. Bei seinem räthselhaft innigen Verkehr mit der Aussenwelt schrieb man ihm die Gabe der Vorahnung zu. Eine blutige Krisis des Hauses Este, das Schicksal von Florenz

und das der Päpste soll er auf eine Reihe von Jahren hinaus richtig geweissagt haben; eine eigene Gabe der Physionomik lehrte ihn den Blick in's Innere des Menschen. Offenbar hat eine höchst intensive Willenskraft diese ganze Persönlichkeit durchdrungen und zusammengehalten; wie die Grössten der Renaissance sagte auch er: »Die Menschen können von sich aus Alles, sobald sie nur wollen.« Nur kurze Zeit lebte dieser wunderbare, geistvolle, starke und gute Mensch in Florenz, wohin seine Familie von den Medici zurückgerufen war, und starb 1472.

Auch andere ähnlich grosse geistigen und schönen Gestalten gebar diese Zeit: so *Manetti*, den gelehrten Humanisten, Historiker und uneigennützigen Bürger, der die schwersten Staatsämter gewissenhaft und ohne Belohnung bekleidete; so *Niccolò Niccoli*, den Philosophen von klassischer Anmuth und Grazie, »a vederlo in tavola cosi antico come era, era una gentilezza,» die schöne Gestalt in langem Gewande mit der freundlichen Rede, in dem Hause voll herrlicher Alterthümer, in dem er auf ausgesuchte Reinlichkeit hielt, vor allem beim Essen, vor sich auf den weissesten Linnen antike Gefässe und krystallne Becher. Schön wie Alcibiades, hatte er die anmuthige Lehrweise des Sokrates. ›Da war Piero de' Pazzi, ein Sohn jener vornehmen Kaufmannsfamilie und zu demselben Stande bestimmt, schön von Ansehen und sehr den Freuden der Welt ergeben; der dachte an nichts weniger als an die Wissenschaft. Eines Tages, als er am Palazzo del Podesta vorbeiging, rief ihn Niccoli zu sich heran, und er kam auf den Wink des hochangesehenen Mannes, obwohl er noch nie mit demselben gesprochen hatte. Niccoli fragte ihn, wer sein Vater sei? — er antwortete: Messer Andrea de' Pazzi; — Jener fragte weiter: was sein Geschäft sei? — Piero erwiderte, wie wohl junge Leute thun: ich lasse es mir wohl sein, attendo a darmi buon tempo; — Niccoli sagte: als Sohn eines solchen Vaters und mit solcher Gestalt begabt, solltest du dich schämen, die lateinische Wissenschaft nicht zu kennen, die für dich eine so

grosse Zierde wäre; wenn du sie nicht erlernst, so wirst du nichts gelten, und sobald die Blüthe der Jugend vorüber ist, ein Mensch ohne alle Bedeutung (virtù) sein. Als Piero dies hörte, erkannte er sogleich, dass es die Wahrheit sei und entgegnete: er würde sich gerne dafür bemühen, wenn er einen Lehrer fände; — Niccoli sagte: dafür lasse du mich sorgen. Und in der That schaffte er ihm einen gelehrten Mann für das Lateinische und für das Griechische, Namens Pontano, welchen Piero wie einen Hausgenossen hielt und mit 100 Goldgulden im Jahre besoldete. Statt der bisherigen Ueppigkeit studierte er nun Tag und Nacht und wurde ein Freund aller Gebildeten und ein grossgesinnter Staatsmann.« (Burckhardt.)

Wie fein hat hier der Weise, das Latein preisend, wie jener Schuster in Boz Dickens, der da sagte, »so ein bischen Latein schmückt doch den ganzen Menschen,« den reichen Jüngling zu edleren Genüssen geleitet und im Enderfolg eine nützliche Kraft für das Gemeinwohl in ihm gewonnen.

Unter den Gelehrten damaliger Zeit ist auch *Enea Silvio Piccolomini*, der spätere Papst Pius II., aus Siena zu nennen. Viel gereist in Europa, mit lebhaftem Sinn für die Schönheit der Natur und scharfblickender Menschenkenntniss, hat er in zahlreichen Büchern die Länder, die er bereist, geschildert und die Zeitgeschichte Italiens und Deutschlands als Mithandelnder und Augenzeuge geschrieben. Sein Styl ist anmuthig, reich und klar und zeugt von der vornehmen Leichtigkeit, die er sich im Umgang mit den grossen Männern der Zeit erworben hatte; zur Verherrlichung der italienischen Sprache hat er nichts beigetragen, da seine Schriften ausser den Gedichten und Streitschriften lateinisch geschrieben waren.

Als gelehrter Astronom zeichnete sich *Paola Toscanelli* aus (geb. 1397) und machte sich verdient durch seinen Kampf gegen die damals namentlich an Fürstenhöfen herrschende Astrologie. Als man die grosse Domkuppel vollendet, fasste er den Plan, jene berühmte Sonnenuhr anzubringen. »Dieselbe bezeichnet, da der Strahl aus so grosser Höhe herabfällt, die

Zwischenräume auf das deutlichste, welche das Sonnenspektrum durch das Loch der Kuppel auf der in den Boden eingelassenen Marmorplatte abzeichnet; dadurch war der Meridianpunkt, wie der Augenblick des Solstitiums genauer zu bestimmen.‹ Berühmter noch ist er dadurch geworden, dass er als der geistige Vater der Entdeckung Amerikas durch den Genuesen *Christoph Columbus* zu betrachten ist, wie aus der Lebensbeschreibung des Letzteren durch seinen Sohn Ferdinando hervorgeht. ›Der sich für Geographie sehr interessirende Paolo Toscanelli erhielt durch florentiner Kaufleute und Leute, welche Papst Eugen IV. nach Indien gesandt hatte, Nachricht von jenen Ländern und *dachte sich einen Weg aus, um vom Westen aus zu denselben zu gelangen.* Er schrieb darüber an einen Domherrn Martinez in Lissabon, *welcher nun mit Columbus davon sprach,* und dieser sandte durch einen Florentiner Giraldi aus Lissabon an Toscanelli eine kleine Erdkugel, auf welcher er seine Reise aufgezeichnet hatte und zeigte ihm brieflich seinen Reiseplan an. Darauf schickte wieder Toscanelli an Columbus eine Schifffahrtskarte, auf welcher er die Entfernungen nach seiner Weise angegeben hatte. In der That glaubte Columbus, dass das erste Land, das er entdeckte, Indien sei; Toscanelli aber starb 1482 und ahnte nicht, zu welcher Entdeckung er verholfen hatte.

*So sehen wir, wie durch die Kultur von Florenz, dessen weitgreifenden Handel nach aussen und die Pflege der Wissenschaft im Innern, der erste Impuls zu dem grössten Weltereigniss jener Zeit gegeben wurde.*

Einer der wunderbarsten universellen Geister jener Zeit, die in Kunst und Wissenschaft mit schöpferischen Anfängen, wie aus dem Boden wuchsen, war *Leonardo da Vinci* (1452—1519). In seinem kräftigen und schönen Körper wohnte ernster wissenschaftlicher Forschungsgeist und ein lebendiger Sinn für die Schönheit des Körpers und der Seele; er war ausgezeichnet in der Musik und Erfinder einiger Instrumente; er studierte die menschliche und die thierische Anatomie, ›er hatte sich sogar ein allgemeines Verhältniss für den menschlichen Körperbau

ausgedacht und als Physiker die Gesetze erforscht, nach denen sich die Dinge gestalten;« aber »er suchte auch die feinsten Seelenregungen auf uud stellte sie, nachdem er sie sich rein geistig klar gemacht hatte, auch sichtbar in seiner Kunst dar; aber auch auf die Erforschung der mechanischen Hülfsmittel, welche die Kunst zur Vollendung führen sollten, verwandte er seinen Fleiss.« Er schrieb Bücher über Mechanik und Hydraulik und machte Studien in der Algebra, Geometrie, der rationellen Mechanik, Dynamik und Optik. Von diesen, wie von seinen Berechnungen, Erfindungen und Entwürfen zu Maschinen sind noch Aufzeichnungen vorhanden; »er erfand die Theorie der Wellenbewegung, erforschte den Flug der Vögel, beobachtete die verborgensten Naturerscheinungen und hinterliess dafür Formeln, die noch heute im Gebrauch sind.« Von seinen Kunstwerken sind nur wenige geblieben, wie das berühmte Abendmahl in Mailand und zahlreiche Studien und Entwürfe mit feinen Abweichungen und wiederholten Versuchen des ernsten, mit sich selbst unzufriedenen Meisters. Der Karton eines grossen Gemäldes, welches Florenz schmücken sollte, ist verloren. Das Modell einer kolossalen Reiterstatue Francesco Sforza's wurde 1500 von den Franzosen in Mailand zerstört. In dem ganzen grossen geistigen Gepräge Leonardo da Vinci's weht der moderne Geist der Wissenschaft und Kunst. Dem Realen und dem Idealen gleich intensiv zugewandt, schöpfte er in seinem erfindungsreichen Geiste die Keime der Wissenschaften, die jetzt nach Jahrhunderten erst entwickelt worden sind; überall finden wir in seinen hohen Entwürfen, mit denen er kühn seiner Zeit vorauseilte, die festen Grundlagen mathematischer und naturwissenschaftlicher Forschung und Gesetzmässigkeit.

Gleich schöpferisch entwickelte sich damals die Kunst der *Malerei.* Die Kunst, als abstrakter Begriff, als Schule und Tradition in unserem heutigen Sinne, war nicht vorhanden; sie wurde wie ein Handwerk erlernt. Der Meister lehrte die Hand-

griffe, das Uebrige musste der Lernende in seinem eigenen Ingenium finden. Schon *Giotto* fand zwar eine Technik der Malerei als Uebung seiner Zeit vor, die Ideale des Schönen besass er aber in seinem eigenen Geiste. Damit hatte er aber für ein Jahrhundert der Malerei, der Zeichnung und Komposition eine neue Bahn gebrochen, die mit *Masaccio* sich weiter entwickelte. Zur Zeit Lorenzo's zeichneten sich die *Ghirlandai*, namentlich *Domenico* durch Klarheit der Ausführung und Natürlichkeit der figurenreichen Bilder aus, die das alte Florenz lebendig wiedergeben, *Fra Filippo Lippi* und sein gleichnamiger Sohn durch feinen Ausdruck und erhabene Ideen, *Sandro Boticelli* durch zarte Stimmungen in breiteren Formen, *Benozzo Gozzoli* durch ernsten Gedankeninhalt, wie in dem grossen Bilde, das im Campo Santo in Pisa eine ganze Wand bedeckt und den Gedanken des Todes als Mahnung an das Gewissen des Menschen darstellt. Am Schluss dieser ganzen florentinischen Schule steht *Andrea del Sarto* (1488—1534), bei dem schon die lebendige Naturwahrheit und das Plastische der Technik mehr hervortritt, als die Idealität der Auffassung, der aber, obwohl mehr der folgenden Zeit angehörig, doch die alte Schule der Florentiner fortgesetzt und eigenartig entwickelt hat.

Aus den Steinmetzen und Arbeitern in den Steinbrüchen um Florenz gingen die grössten *Bildhauer* hervor, wie *Verrocchio*, *Mino da Fiesole*, *Desiderio da Settignano* und zwei Künstler aus Rovezzano, deren Marmorbildnisse den wunderbaren Schein des Lebendigen an sich tragen. Viele Bildhauer waren zugleich Baumeister, wie die beiden *San Gallo*, *Andrea da Montesansavino* und *Cronaca*, der Erbauer des Palazzo Strozzi, dessen einzig in der Welt dastehendes Gesims leider nicht vollendet ist.

Mit der Malerei wurde zugleich die Kunst des Stechens geübt. Der Florentiner *Maso Finiguerra*, ein vorzüglicher Arbeiter im Niello, soll schon die Kupferstechkunst angeregt haben. Nach dem Vorgange Deutschlands haben sie *Botticelli*

und *Antonio Pollujolo* zuerst in Italien geübt. Ausserdem blühten die Goldschmiedekunst, die Steinschneidekunst und die Miniaturmalerei auf Pergamenten.

Der *Volkspoesie* war das allgemein verbreitete Studium der alten klassischen Dichter nicht günstig; es entmuthigte mehr, als es zum Schaffen anregte. *Dante* war unnachahmbar nicht nur in der Dichtung, auch in der Sprache. Die Canzone war mit der Sprache emporgewachsen und hatte mit *Petrarca* ihre abschliessende Vollendung erreicht. Wer ihrer nicht mächtig war, schrieb lateinisch. Doch sind einige Volksdichter zu verzeichnen, der bescheidene *Feo Belcari*, fruchtbar und rein in seiner Phantasie, aber bedeutender in seiner Prosa, als in seiner Dichtung, und der berühmte Barbier *Burchiello*, in seiner trivialen, aber lebendigen Sprache beim Volke beliebt. Viel höheren poetischen Werth hatten aber auch die Dichtungen *Luigi Pulci's* nicht. Seine »Morgante Maggiore« zeigt gute Gedanken, aber sein spöttischer skeptischer Geist zerstörte die Anmuth und Natürlichkeit der Empfindung. Sorglos und mit genialem Spott, wie er lebte, so dichtete auch der Sänger und Improvisator bei den heiteren Symposien im Hause der Medici. ›Vor dem Talente steht der Schweiss,‹ sagten die alten Griechen mit Recht, aber Pulci hatte nicht die Begabung zur ernsten Gedankenarbeit im Schweisse des Angesichts. Grösseres Verdienst hatte und grösseren Ruhm erntete das ›Homerische Kind‹, wie ihn Ficino nannte, ein armer Jüngling aus Montepulziano, *Angelo Poliziano*, der sich bald durch seine Gelehrsamkeit in der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur auszeichnete. Es ist bedeutungsvoll, dass zur selbigen Zeit, als mit den Fortschritten der erst einige Jahre einheimischen Buchdruckerkunst in Florenz die *erste Ausgabe des Homer in griechischer Sprache*, von dem Griechen Demetrios Chalkondylas und von Bernardo Nerli veranstaltet, erschien, Poliziano als noch junger Mann die *Ilias in schönen italienischen Hexametern übersetzt hat.* Er übersetzte noch andere Klassiker und verfasste selbst musterhafte lateinische Dichtungen. Von seinen

italienischen Gedichten sind das Drama Orfea und die Stanzen über die Giostra bekannt. Die Stanzen Poliziano's blieben auch noch später unübertroffen an Schönheit der Sprache und kunstvollem Styl. »*Poliziano* liegt in San Marco neben *Pico della Mirandola* begraben und unter ihnen wollte auch *Girolami Benivieni* mit einer rührenden Inschrift beigesetzt werden, eine zarte Dichterseele und Verfasser von feinen platonischen Gedichten, der in hohem Alter dem Papste Clemens VII. Savonarola und die Volksregierung von Florenz zu empfehlen wagte.«

*Lorenzo de' Medici* mit seinem empfänglichen Sinn für das Schöne hatte leichte und fruchtbare poetische Begabung, ohne darin gerade Grosses zu leisten. Er dichtete Lieder und Sonette, Gedichte, in erhabenem Styl von platonischer Liebe, und Gedichte, von irdischer Liebe redend, sowie satyrische Scherze und Stanzen in der Bauernsprache des Landes, mit der er durch seinen leutseligen Umgang mit den Bauern auf seinen Besitzungen in Careggi und Poggio a Caiano vertraut war. Merkwürdig ist es, dass bis auf Lorenzo de' Medici und Poliziano, trotz des goldenen Zeitalters der italienischen Literatur, des Dante, Petrarca, Boccaccio und Michelangelo, die wie Riesen unter ihren Zeitgenossen emporragten und mit genialer Kühnheit eine eigene italienische Sprache durch einen Veredlungsprozess der Volkssprache geschaffen hatten, die italienische Schriftsprache noch unter dem Banne der Verachtung gegenüber der allgebräuchlichen lateinischen Sprache lag und ihrer selbst noch nicht mächtig war. »Die lateinische Sprache war als Herrin in das Haus gezogen und der italienisehen gab man wie einer Magd den Abschied.« Uebersetzungen aus dem Lateinischen nannte man »Volgarizzamenti«. *Poggio* und seine Zeitgenossen würden sich geschämt haben, italienisch zu schreiben. Kein Wunder, dass selbst Männern, wie Pico della Mirandola und Niccolò Niccoli, die Sprache Dante's und Petrarca's als Zerstörung der schönen klassischen, d. h. der lateinischen Sprache und die Dichter selbst als »Dichter der Bäcker und Schuster« erschienen.

Es war ein wesentliches Verdienst Lorenzo de' Medici's, Poliziano's, Landini's und Anderer, die italienische Sprache als Schriftsprache wieder zu Ehren gebracht und neu entwickelt zu haben. Eine schöpferische Neubildung hat sie aber weder damals, noch bis heute erhalten, eine freiere Entfaltung nur durch *Manzoni*, der seine Sprache wieder auf den Gebrauch gegründet. Im Ganzen scheint sie mit dem vierzehnten Jahrhundert abgeschlossen, sie hat weder zu den Zeiten der Medici, noch heute wieder jenen Schwung und jene Anmuth der ersten Zeiten angenommen. Die Unvollkommenheit der italienischen Sprache vertheidigte Lorenzo mehr in staatsmännischem Geiste, als überzeugend, indem er behauptete, »dass die Sprache noch in ihrer Kindheit stehe, weil sie stets feiner, schöner und edler würde. Und sie könnte auch in der Jugend und im Alter noch vollendeter werden, besonders wenn die *Herrschaft der Florentiner* sich ausbreitete.« Wenn Lorenzo dies von der Umgangssprache von Florenz behauptet, so hat er allerdings Recht, aber in der Schriftsprache hat sich diese Veredelung, ausser in Poliziano, Landini und wenigen Anderen, nicht gezeigt; sie wurde von den Schriftstellern nicht geübt; es wurde ihr die lateinische vorgezogen. In geistvoller Weise entwickelt Capponi, dass jede Wiedergeburt der Sprache nur aus der gesprochenen Rede erstehen könne.

»Wenn man von der Umgangssprache absieht und auf die Sprache dessen achtet, der ruhig und, ohne unterbrochen zu werden, vor einem Publikum oder einer Versammlung redet, so nähert sich die Sprache sehr der Schriftsprache, die man mit Recht als »gedachtes Sprechen« bezeichnet hat. Wer nichtsdestoweniger bemerkt, wie viel mehr Zeit der Mensch bei diesem Denken, wenn er schreibt, als wenn er spricht, verwendet, sowie auf die zu Stande kommende Rede, der wird den Unterschied einsehen, weshalb das geschriebene Wort stets weniger wirksam, als das gesprochene ist, auch wenn einer dabei angestrengt nachdenkt. Man ersieht aus Büchern, wie ein wenig des Redens gewöhnter Schriftsteller stets die Formen der Wörter buchmässig

zu machen sucht; aus den griechischen und lateinischen Büchern hören wir immer den Redner heraus. Denn die Gewohnheit zu reden, macht auch das geschriebene Wort wirksamer, weil man in jener leichter die Kunst erlangt, der man in den Schriften selten begegnet, d. h. verständige Vertheilung von Gedrängtheit und Fülle, von Leichtigkeit und Zurückhaltung und jene Farben, mit denen man dem wechselnden Inhalt der Rede seine Stimmung giebt: eben dies lernt man aus der Wirkung, welche unser Wort auf Andere hervorbringt. Es fehlt deshalb für den Schriftsteller eine sehr wesentliche Schule, wenn er nicht alle die Formen kennt, mit denen man im Sprechen das ausdrückt, was er niederschreiben will. Dieser Mangel, der sich in Italien von alten Zeiten bis auf die Gegenwart fortgeerbt hat, verlieh italienischen Büchern eine gewisse feierliche Trockenheit, die man als »akademischen« Styl bezeichnet hat.«

Dieser Wirksamkeit bedarf aber eine Sprache, wenn ihre Literatur Einfluss auf das Volk ausüben soll; und wenn sie auch in der gesprochenen Rede ihren Nerv hat, so wird sie doch erst in der Schriftsprache vollendet. *Vito Fornari* sagt mit Recht: »Wenn es richtig ist, zu sagen, dass die Sprache nicht allein auf den Schriftstellern beruht, so will man damit nicht sagen, dass sie ohne die Schriftsprache vollständig ist. Gewisse Gedankenerzeugungen, wie feinere Beziehungen und Bestimmungen des Gedankens werden nur beim Schreiben deutlich wahrgenommen, so dass man einen kleinen Theil des Wortschatzes und viele Ausdruckweisen und Satzgefüge nur aus der Schriftsprache lernen kann.« Gewiss soll die Volkssprache der frische Quell der sprachlichen Neubildung sein; denn die Sprache ist um so reicher und vollendeter, je mehr sie den Ausdruck aller Gedankenkreise des Volkes bildet, aber in diesen Kreisen wirkt das Denken der Schriftsteller vertiefend und veredelnd auf den Geist und die Form der Sprache ein. Alle Sprachen ohne eigene Literatur sind arm und unentwickelt geblieben.

In Toscana, wo schon die alte Sprache, selbst in ihrer Rohheit, weniger mit keltischen Elementen vermischt war und

dem Lateinischen näher stand, konnte eine neue Sprachform, ein vollkommneres und bestimmteres Italienisch leichter entstehen, als in anderen Staaten. Als aber Florenz zur Macht emporstieg, eine Volksherrschaft gründete, die Führerschaft der welfischen Städte in Italien übernahm und an der Spitze der schönen Künste stand, da traten mit den Uebersetzungen der alten klassischen Schriftsteller auch eine grosse Zahl bedeutender Geister auf, welche die Sprache bildeten und veredelten, in der epischen Form Dante, in der lyrischen Petrarca, in der Prosa Boccaccio; das war die Geburt der italienischen Sprache; alles Spätere ist nur Entwickelung. *Die toskanische Sprache wurde zur italienischen.* Auch Nichttoskaner, wie die Ferraresen *Savonarola* und *Ariost* haben ihre Sprache erst in Florenz ausgebildet. Von diesem Brennpunkt aus verbreitete sich die Bildung und die Sprache über ganz Italien, und als die Waffen der Fremden die Kraft der Provinzen und Städte, wie die alte Pracht und Schönheit, die sich in den kleinen Staaten erhalten, zerstört hatten, war der Idee der Nationaleinheit in der Sprache eine Bahn gebrochen, für jene Zeit zu spät, für die Zukunft von hoher Bedeutung. Wie aus zarten Keimfäden und Zellen mächtige, den Stürmen trotzende Eichen erwachsen, so kann auch, wo Alles in Trümmern liegt, aus der Gemeinsamkeit des Empfindens, der Vorstellungen und des Geistes, wie sie in der Sprache gegeben ist, eine Nation als politische Einheit wiedergeboren werden.

Die Schöpfung einer neuen Schriftsprache, die später auch die gesprochene Nationalsprache wurde, an Stelle der alten, stark verschiedenen italienischen Dialekte, ist die lebendigste Signatur der Renaissance, »der Wiedergeburt.« Eine solche Schöpfung hat die Herrschaft des griechischen Geistes im alten Rom nicht zu Wege gebracht; dort blieb die neue Kultur eine erborgte, sie wurde nicht angeeignet und im Volke, in seinem Geiste und seiner Sprache wiedergeboren. Wohl zeigten sich die schaffenden Elemente und Anfänge einer solchen Wiedergeburt zur Kaiserzeit auch im alten Rom in Erscheinungen, wie den Rhetorenschulen

in Cicero, Virgil, Horaz, Lucretius, Manilius und Seneca, jedoch nur unter den ersten Kaisern Augustus und Tiberius. Der kaiserliche Götterwahnsinn hat bald alle diese Keime erstickt. Das demokratische Staatswesen der italienischen Städte im 14. und 15. Jahrhundert hat dagegen die Individualitäten entfesselt, freilich auf ihre eigene Gefahr, und zugleich mit ihnen gewaltthätige und blutige Instinkte; aber für die Wiedergeburt der Kultur waren doch diese Elemente in ihrem Wirken freigegeben; und sobald sie Schönes und Grosses schufen, wurden sie von den Bürgern, wie von den Machthabern geschützt und gefördert. Viel unvermittelter blieb die Verbindung des Mittelalters mit der klassischen Kultur in der römisch-christlichen Kirche; aus den Fragmenten der alten scholastischen Philosophen und mittelalterlichen Dogmen wurde sie zusammengebaut, ähnlich, wie man heute noch Säulen und andere Bautheile altrömischer und griechischer Tempel in den späteren Neubau italienischer Kirchen eingebettet sieht.

In den Kontroversen der römischen Rhetoren werden einmal die Gedanken Alexanders des Grossen fingirt, als er in Indien am Meeresstrande »am äussersten Saume der Welt« steht, und in die unermessliche Ferne hinausblickt: er fragt sich: »Ist dort über den Wogen des Weltmeeres eine neue Welt?« »Und wenn dies der Fall, ist uns eine neue Welt eine Nothwendigkeit?« »Genügt uns nicht die alte?« Was jene geistreichen Römer Alexander dem Grossen in den Mund legen, was sie also doch selbst geahnt, das hat der gelehrte Florentiner Toscanelli auf eine Karte gezeichnet und der Genuese Columbus auf seine Anregung hin im Weltmeer gesucht und gefunden. So hat auch der Geist der griechischen Kultur im alten Rom nur die Gedanken der Schriftsteller befruchtet, in der Zeit der italienischen Renaissance aber eine neue Kunst, eine neue Wissenschaft, eine neue Sprache erzeugt.

Die Fremdherrschaft begann gleich nach dem Tode Lorenzo's. *Piero,* sein Sohn, ein muskelstarker gewaltsamer Mensch mit der Anmaassung eines geborenen Fürsten, aber ohne die

Staatsklugheit seines Vaters, schloss sich, als Karl VIII. von Lodovico il Moro nach Italien gerufen wurde, um das Erbe der Anjous, die napolitanische Herrschaft zu übernehmen, den Arragonesen an. Karl rächte sich an Florenz, indem er die Geschäftsverwalter der reichen florentinischen Handelskolonie in Lyon verjagte. Dies und der gesunkene Reichthum der Medici, der schon zu Lorenzo's Zeit mit einem Theil des Staatsvermögens und der gemissbrauchten Monte der Mitgiften dahingeschwunden war, sowie die Gewaltthätigkeit Piero's gegen die eigenen Verwandten, führte zum Sturz Piero's. Mit der Wiedererringung der Freiheit *verlor Florenz Pisa*, das sich freiwillig an Karl ergab. Bald zog Karl auch in Florenz ein und wohnte im Palast der Medici. Als Karl trotz seines Sieges über die Venezianer und Mailänder, aber unfähig, Neapel zu halten, nach Frankreich zurückgekehrt war, und Florenz, im Besitze der neuen Freiheit, aus dem Zustande der blossen Vertheidigung gegen die Fremdherrschaft heraustretend, seine alte Volksherrschaft wieder aufrichten wollte, begann das alte Spiel des Niederreissens, statt des Aufbauens, begannen die Racheakte der zurückgerufenen Verbannten und die politischen Experimente einer neuen Balia und neuer Wahlen. Der wiedererwachte Volksgeist machte aber dem bald ein Ende und stellte an die Spitze der ganzen Regierung einen seltsamen Adel, einen Rath von 80 bis 100 Bürgern, deren Väter, Grossväter oder Urgrossväter eines der drei höheren Aemter bekleidet hatten, Männer der verschiedensten Fähigkeiten und Parteien. Thatsächlich aber folgte, im Gegensatz zur fürstlichen Aera der Künste und Wissenschaft, der Lebensfröhlichkeit und Sittenverderbniss unter den Medici, wie eine plötzliche Szenenverwandlung auf der Bühne, die asketische, lebensernste und sittenstrenge Herrschaft des Ferraresen *Fra Girolamo Savonarola.* Es war in der gebildetsten Volksgemeinde Italiens wie eine Antwort des Volksbewusstseins auf das scheussliche Verbrecherthum, das mit den *Borgia's* auf den päpstlichen Thron gelangt war.

Savonarola predigte schon zu Lorenzo's Zeit als Mönch des Klosters von San Marco und wurde an das Sterbebett Lo-

renzo's gerufen. Schon früh entwickelte sich in ihm der Gedanke an seine Mission. In Ferrara 1452 geboren, war er später in den Orden der Dominikaner von Bologna getreten. Dann entfloh er heimlich seinem Vater. Mit den Worten Virgil's entschuldigte er sich bei diesem: »heu fuge crudeles terras, fuge litus avarum«, das Elend der Welt und die Ungerechtigkeit der Menschen« habe ihn zu seinem Entschluss getrieben. »Denn ich konnte,« schreibt er, »die Bosheit der verblendeten Italiener nicht mehr ertragen, um so weniger, da ich sah, wie alle Tugend auf dem Grunde verloren war, und die Laster obenauf standen; das war für mich das grösste Leiden in dieser Welt.« Er bat Gott, ihm den Weg zu zeigen, »aus diesem Kothe herauszukommen« und Gott »zeigte ihm jetzt, wie er ein streitender Ritter werden konnte.«

»In der Literatur war er unterrichtet; noch mehr verstand er von der Philosophie, und die Schärfe seiner Sprache, seine erhabenen Gedanken und sein freies Urtheil zeigen, dass er in Italien für hohe Lehren hätte wirken können, wenn das ruhige Denken in ihm nicht durch seine überwallende Leidenschaft und zuweilen auch seine phantastischen Träume verwirrt worden wäre. Savonarola war aber in erster Linie Priester und zwar Mystiker und Moralist zugleich. *Seine Wissenschaft war die Bibel*, aus der, wie aus einer lebendigen und ewigen Quelle, seine vielen zur Erklärung der heiligen Schriften und zu ihrer praktisch sittlichen Anwendung bestimmten, nicht einmal sämmtlich herausgegebenen Schriften flossen.«

Er war der bedeutendste Prediger Italiens, und als Prediger steht er für die Italiener vielleicht noch heute als der erste da. Seine Rede war von wunderbarer Wirkung, klar, ernst und strenge und doch vertraulich, als ob er zu jedem einzelnen Zuhörer besonders spräche; er geisselte die Laster der hohen Geistlichkeit und sagte das Unheil, das über Italien mit der Thronbesteigung des Papstes Alexander VI. und dem Zuge Karl VIII. über Italien hereinbrach, voraus. Als Karl in Asti eintraf, predigte Savonarola im Dome von Florenz über die Sündfluth; erwartungsvoll strömte die Menge herbei. »Als von

der Kanzel herab Savonarola's Worte ertönten: »Siehe ich werde die Wasser auf die Erde senden,« durchdrangen Weinen und Schreckenslaute die ganze Kirche. Pico della Mirandola erzählt, ihm sei ein Schauer über den Körper gefahren und die Haare hätten ihm zu Berge gestanden, und Savonarola bekennt, dass er an jenem Tage, wie seine Zuhörer, bewegt gewesen sei.«

Savonarola wollte nicht, wie Luther, eine neue Kirche stiften und die Lehren und Ordnungen der Hierarchie antasten; sein Kampf, den er mit dem Bewusstsein des Opfers seines Lebens, aber nicht seiner Grösse unternahm, galt wesentlich den schlechten und verdorbenen Sitten; es war nicht ein dogmatischer Gegensatz, in den er zur Kirche trat, sondern ein Gegensatz der praktischen Sittlichkeit zur Sittenverderbniss der Kirche und des Volkes. »Er war wesentlich Italiener und als solchem ging ihm auch die Fähigkeit und der Wille ab, die Schöpfung des eigenen Geistes über das allgemeine Denken zu setzen, allzu sehr einer Lehre zu vertrauen, deren Entstehung man selbst gesehen hat, und dann selbst eine Form für ihre Anbetung zu finden.« Es kam aber andererseits der Kulturerhaltung zu Statten, dass er Italiener war. Aus dem Erlös der verkauften reichen Güter seines Klosters kaufte er das Haus in der Via della Sapienza, wo nach dem Vermächtniss des Niccolò da Uzzano das »Studio« sein sollte, und liess dort im Griechischen und Hebräischen, in heiligen und profanen Wissenschaften Unterricht ertheilen; er kaufte für 3000 Goldflorin die Medizeische Bibliothek und stellte sie, mit der von Niccolò Niccoli ererbten von San Marco vereinigt, zum öffentlichen Gebrauch auf. In dem Kloster, das durch die Malereien des Fra Giovanni Angelico und Fra Bartolemmeo so berühmt geworden war, eröffnete er eine Malerschule. »Savonarola empfand für die Kunst keine innige Neigung, sondern dachte über sie als Philosoph und erklärte die Schönheit als Erhabenheit, Einfachheit und Klarheit. Ausserdem war er Dichter und kein gewöhnlicher; denn sein Geist verlangte, um zur völligen Erscheinung zu kommen, auch nach dem dichterischen Ausdruck.«

Mit überlegener Gewalt führte Savonarola das entartete und zersplitterte Volk zur Einheit zurück und zu einer kurzen idealen Volksherrschaft, die frei von Korruption war. »O Volk,« predigte er, »du weisst, dass ich mich nie mit Staatsdingen habe befassen wollen, glaubst du, dass ich es jetzt thäte, wenn es nicht zum Seelenheil nöthig wäre? Meine Worte kommen vom Herrn; reinigt euren Geist und wenn ihr so eure Stadt reformirt, dann wirst du Volk von Florenz die Verbesserung von ganz Italien anfangen.« Er billigte die angenommene Staatsform, als für die Allgemeinheit passend, und erklärte mit verständigen Worten, dass sich die Mängel mit der Zeit verbessern liessen; er mahnte, alte Schuld zu verzeihen und den Frieden wiederherzustellen. Die gewaltsame Weise der Steuervertheilung wollte er durch die Auflage des zehnten Theiles (»Decima«) auf die Besitzungen, jedoch dem Werthe der Güter entsprechend, wobei alles Persönliche vermieden werden sollte, beseitigt wissen. Das Handelsgericht »Mercatanzia«, das sein altes Ansehen verloren hatte und ein Werkzeug der Freunde der Medici geworden war, wurde mit neuen Bestimmungen, die eine wahre Gesetzgebung des Handels wurden, wieder eingerichtet. »Ein Gesetz der Liebe gegen den ungerechten Wucher der Juden,« von den Häuptern des Staates angenommen, empfahl er von der Kanzel herab. »Was aber besonders die neue Regierung kennzeichnete, war die Abschaffung des gewaltsamen, anfangs den »Otto di Guardia e Balia« verliehenen Rechtes, mit sechs Stimmen über den Verlust des Lebens, Vaterlandes, oder Besitzes eines Bürgers entscheiden zu können.« Es wurde die Appellation an den grossen Rath der 80 bis 100 vornehmsten Bürger festgesetzt.

So mächtig der Einfluss Savonarola's auf das Volk war, da er in reiner Pflichterfüllung Allen voranging, es zeigte sich ihm gegenüber in den Rathsversammlungen und in den Kreisen der Gebildeten schon früh eine Entfremdung. Seine Einwirkung auf die bürgerliche Gesetzgebung und Verwaltung war entschieden wohlthätig, aber seine strenge religiöse Askese und

ihr Einfluss auf die öffentlichen Sitten verstiess gegen die ganze Natur der lebensheiteren Florentiner. Florenz war nicht mehr die Stadt Lorenzo il Magnifico's, sondern überall zeigte sich Sittenstrenge und religiöser Ernst; in den Kirchen fanden Gottesdienste statt, Frauen beteten vor den Gottesbildern auf den Strassen, und anstatt der lasciven Lieder ertönten jetzt in der Sprache des Volkes Lobgesänge, die der Mönch und seine Anhänger gedichtet hatten.

So war es in Florenz in den Jahren 1495 und 96; an den letzten Tagen des Karnevals hörten auch die üblichen Narrenfeste auf. Männer, Frauen und Kinder gingen des Morgens zur Kommunion und machten nach dem Essen eine grosse Prozession in der Stadt mit. In den vorhergehenden Tagen waren bereits Kinder schaarenweis herumgezogen, um Almosen einzusammeln von denen, die des Weges vorübergingen, und liessen sich in den Häusern die sogenannten Vanita oder Anatemi, d. h. schmutzige Bücher und Bilder, Spielgeräthe und Maskenanzüge ausliefern; davon wurde auf der Piazza della Signoria eine grosse Pyramide mit brennbaren Stoffen errichtet und diese unter dem Frohlocken und Rufen des dicht gedrängten Volkes angezündet. Von werthvollen Kunstwerken ist dabei nichts zerstört worden; es war keine »Bilderstürmerei« und wäre eine solche von dem die Kunst fördernden Savonarola nicht geduldet worden.

Bei diesen moralischen Eroberungen ging nach dem Vorausgange Pisa's ein Stück nach dem anderen von dem alten Herrschaftsgebiet von Florenz verloren. Karl VIII., durch dessen Bündniss sich die Stadt mit ganz Italien verfeindet hatte, konnte oder wollte nicht helfen. Savonarola wurde dafür verantwortlich gemacht. Bald traten auch Spaltungen im grossen Rathe ein. Die Ehrgeizigen, immer die Stärkeren in einem demokratischen Gemeinwesen, behielten bald die Oberhand. Savonarola, der sich mehr und mehr, als von Gott inspirirter Prophet, geberdete, fand an den Dominikanern, die sich mit dem Papste und den Anhängern der Medici verbanden, einen immer mehr wachsenden Widerstand, bis es diesen gelang, Bernardo del Nero zum Gonfalionere zu ernennen. Lorenzo und Giovanni, die Söhne

Piero's de Medici, buhlten als Volksfreunde um die Gunst der Menge; sie wurden vom Herzog von Mailand heimlich unterstützt. Der schöne Giovanni hatte die schöne Caterina Sforza, die für ihre Söhne in Forli regierte, geheirathet. Schon begann die Verschwörung, die Rückkehr Piero's zu betreiben. Die Sache wurde frühzeitig verrathen, und fünf der ersten Bürger, unter ihnen der greise Bernardo del Nero, wurden, unter Umgehung der Appellation an den grossen Rath, verurtheilt und hingerichtet. Savonarola hatte nichts direkt dazu beigetragen, aber es geduldet; er hatte den Staat geordnet, blieb sein Prophet, war aber nicht willig und fähig, die Leitung in seine Hand zu nehmen; und doch wurden die Handlungen seiner Freunde ihm zur Last gelegt, der die Fähigkeit hatte, die Menschen mit seinem Worte zu berauschen und zu beherrschen. Dabei griff er fortwährend Rom wegen seiner Laster an und zog die irdische Grösse der Geistlichkeit in den Staub. Papst Alexander suchte ihn erst durch Schmeicheleien und das Angebot eines Kardinalhutes zu gewinnen, vergeblich; zuletzt kamen Drohungen. Savonarola wurde immer kühner in seinen Predigten, aber die Anklage der falschen Lehre war vom Papste schon beschlossen. Die Füsse, die ihn hinaustrugen, waren schon vor der Thüre; und Savonarola's muthiger prophetischer Geist wusste es. »Wie wird der Krieg endigen, den du nährst?« sagte er in einer seiner letzten Predigten; »wenn du mich so im Allgemeinen fragst, antworte ich dir: mit dem Siege, wenn aber im Besonderen, so sage ich dir, man wird mich tödten und in Stücke hauen.« Es dauerte nicht lange, so verlangte der Papst seine Auslieferung und drohte der Stadt mit dem Interdikt. Man wählte einen Mittelweg, um den Papst zu versöhnen und verbot Savonarola das Predigen, das den Papst am meisten erbitterte; »er habe das Schlüsselchen umgedreht,« sagte Savonarola und meinte damit, er habe etwas von der Schlechtigkeit des Papstes Alexander offenbart; vielleicht wusste er mehr und Gewisseres, als die Skandalgeschichten, die uns Burckhardt und Infessura erzählt haben.« Ein Brief von Savonarola an Karl VIII. mit der Aufforderung zu einem Konzil wurde von Lodovico il Moro

aufgegriffen und dem Papste eingehändigt. Dies brachte den Zorn desselben auf's Aeusserste. Der Untergang Savonarola's wurde aber von seinen fanatischen Anhängern selbst veranlasst. Den öffentlichen Demonstrationen der Anhänger der Medici und der »Compagnacci«, die üppig lebten, glänzende Gastmähler gaben und des Nachts mit Fackeln und Musik umherzogen, zum Trotz, verstieg sich ein leidenschaftlicher Anhänger Savonarola's, ein Mönch, der oft für ihn predigte, so weit, auf der Kanzel zu erklären, »dass die Lehre seines Meisters auch die Feuerprobe aushielte.« Es fand sich auch ein Franziskaner, der die Herausforderung annahm und sich zu dem Versuche erbot. Savonarola verlor den Muth; er glaubte nicht an die Gottesurtheile und missbilligte sie; aber eine Weigerung wäre einem Bekenntniss der Niederlage seiner Lehre und des Verlustes seines Ansehens beim Volke gleich gewesen. Die pomphaft veranstaltete Feuerprobe wurde durch einen Platzregen unterbrochen. Savonarola hatte aber durch die Verzögerung der Probe seitens Fra Domenico's und Andrea Robinelli's, die dazu bereit waren, das Volk gegen sich empört. Da ging sein Verderben einen raschen Lauf. Die Compagnacci und die Anhänger der Medici füllten mit ihren Bewaffneten die Plätze. Zur Beruhigung des Aufruhrs liess die Signorie jene beiden Mönche und Savonarola gefangen nehmen. Ein Gericht aus seinen erbittertsten Feinden leitete unter Foltern die Untersuchung; päpstliche Bevollmächtigte traten derselben bei. Das Urtheil lautete, dass sie erst gehangen und dann verbrannt werden sollten, was am 23. Mai ausgeführt wurde. Das Volk hatte Savonarola verlassen, es hatte ein Wunder von ihm erwartet und war getäuscht; mit ihm verliessen ihn die Furchtsamen und die Schlauen und selbst bedeutende Männer, frühere Anhänger von ihm; aber die nächste Nachwelt schon wurde ihm gerecht. In ganz Italien wurde er in hohen Ehren gehalten, Philipp de Comines hielt ihn für heilig. Die grossen Maler haben sein Bild dargestellt und Rafael wies ihm in den Stanzen des Vatikans einen Platz unter den grossen Theologen

und Kirchenvätern an. Am deutlichsten zeigte sich aber das, was er war, an dem, was nach seinem Tode in Florenz vorging. »Der Tod Savonarola's brachte die verderbtesten Elemente in Florenz oben auf, das Laster trat frech hervor und ein tugendhafter Mann war verachtet (Cambi Storie, p. 128). Es war das verdorbene sechszehnte Jahrhundert angebrochen und in der Republik hatten sich die Sitten mehr verschlimmert, als unter der Herrschaft der Medici.«

Mit derselben gedrungenen individuellen Kraft, wie sie andere grosse Gestalten der Renaissance zeigen, tritt uns in Savonarola ein neues Kulturelement derselben entgegen. Mit dem Haupte in den Wolken, mit grossem Sinne blickte er herab auf eine verderbte Menge, selbstlos, wie kaum ein hervorragender Italiener seiner Zeit, suchte er mit bezaubernder Rede Sittlichkeit in das Leben des Volkes, in das Leben der Kirche, Sittlichkeit und Gerechtigkeit in die Politik einzuführen, aber er wählte nicht die rechten Mittel dazu; er übernahm nicht, wie Zwingli, die Führerschaft des Volkes, er hat es nicht gewagt, wie Luther, den Stier bei den Hörnern zu fassen und die Macht der Kirche zu brechen, obwohl er noch mächtiger und hinreissender in seiner Beredtsamkeit war, wie der deutsche Reformator; er vertraute auf den Sieg der Idee, als ob diese eine persönliche Macht sei; er liess die Dinge gehen, wie sie gehen wollten; er liess seine Feinde mächtig werden, bis sie ihn stürzten. So verdarben die Keime der Sittlichkeit wieder, die er im Volke gepflanzt hatte, unter den folgenden Stürmen der Zeit.

Für die Kultur der Renaissance ist es bezeichnend, dass selbst die Sittlichkeit, die Mission Savonarola's, nicht als *allgemeine Macht*, sondern als *Individualismus* auftrat, als machtvolle Wirkung eines Individuums, die mit seinem Tode verschwand, ohne sich zum allgemeinen Volksbewusstsein verdichtet zu haben. Es ist dieser Individualismus der hervorstechende Zug der Renaissance, ihre ganze glänzende Grösse, der Springquell ihrer Kultur. Die Wahrheit, die im Glauben an die Persönlichkeit Gottes erscheint, liegt vielleicht in der instinktiven Ahnung

und der Summe der Erfahrung von der Grösse der Individualität. Für die Philosophie mag es gelten: »homo hominis deus est;« in der Geschichte ist noch alles Grosse nicht durch die abstrakte Menschheit, nicht durch das Massenbewusstsein, sondern nur durch Individuen geschaffen, aber auch zerstört worden. Denn die Herrschaft des Individualismus zerstört ihre eigenen Schöpfungen. Dauernd bleibt nur die Kultur, die sie erzeugt, die zu Fleisch und Blut der Menschheit wird. Aus alten ausgegrabenen Trümmern, aus Marmorbildern und Gemälden, aus vergilbten Pergamenten lebt sie immer wieder auf und erleuchtet mit ihrem Sonnenschein auf's Neue die Welt und weckt die Keime zu neuer eigenartiger Kultur.

So werden jetzt in Italien die vergessenen Schriften der italienischen Reformatoren hervorgesucht und bilden ein neues Ferment im Kampfe gegen ein Papstthum, das nicht nur einer andersgläubigen Kirche, nicht nur seinen politischen Gegenparteien, sondern der ganzen modernen Kultur, das heisst der Kultur überhaupt den Krieg erklärt hat. Es ist nur seltsam, dass hier selbst so aufgeklärten Katholiken, wie Capponi, der rechte Muth des Bekenntnisses fehlt. So ist die Aengstlichkeit auffallend, mit der er Savonarola vor dem Geruche des Protestantismus wahrt. »Wie natürlich,« sagt er, »nahmen die Protestanten Savonarola als einen der ihrigen in Anspruch, aber er war kein Vorläufer der deutschen Reformatoren, da er nach keiner Neuerung strebte und an eine Aenderung der Glaubenslehren niemals gedacht hat. Er war nicht das Haupt einer religiösen Partei, oder Begründer einer neuen Richtung, und konnte es auch nicht sein; er war nur ein Prediger, welcher die hervortretenden Laster der Häupter der Hierarchie strafen wollte; deshalb wurde er verbrannt. Seine Natur erlaubte ihm nicht, grosse Neuerungen in der Welt hervorzurufen; denn dazu hätte seine Willenskraft stärker und nüchterner und er fähiger sein müssen, auch die zum Zweck führenden Mittel anzuwenden; er vertraute und folgte nur seiner eigenen Eingebung. An erhabener Empfindung kommt ihm keiner der Reformatoren gleich

und diese blieb in ihm auch inmitten seiner Kämpfe dieselbe, nämlich die eines katholischen Mönches, dessen Seele gross und dessen Geist stark war.‹

Wir wissen wohl, dass Savonarola der energische Wille fehlte, mit der Kirche zu brechen. Das war aber auch nicht die ursprüngliche Absicht des Mönchleins Luther; auch er wollte kein Schisma; auch er wollte im Anfang nur eine sittliche Reform der Kirche an Haupt und Gliedern *innerhalb* der Kirche. Als er diese aber unverbesserlich fand und in offenen Kampf mit ihr gerieth, erweiterte sich nach psychologischer Nothwendigkeit der Riss nach allen Seiten und so auch bis in's dogmatische Gebiet. Was will das heute für uns bedeuten? Welchen Sinn haben für uns Gegensätze, wie sie damals grosse feindliche Heerlager in ganz Europa trennten, wie der, ob die Seligkeit durch den Glauben, oder durch die Werke erlangt werde? Den Reformatoren galten die Werke der Katholiken eben als glaubenslose Werke, weil sie ihnen keinen Glauben mehr zutrauten. Sieht man davon ab, dass Werke, wie Gaben an die Kirche, das Opfer eines wächsernen Beines am Altare, oder die Spendung eines neuen Rockes für einen Heiligen eben in ethischer Beziehung ziemlich werthlose Werke sind, dass es also doch zunächst auf die Art der Werke ankommt, so sind wir heute, wenn auch gut protestantisch erzogen, wenig geneigt, blossen Gesinnungsmenschen, also solchen, die nur ihren *Glauben* und ihre christliche Liebe betheuern, grossen moralischen Kredit zu geben, es müssen doch schon immer *Werke* sein, wenn man den Besten seiner Zeit genug thun will; in der Mitte und als Angelpunkt der Gesinnung muss die That, müssen die Werke stehen. ›Edel sei der Mensch, *hülfreich* und gut.‹ Welche Sympathie wir auch immer edler Gesinnung entgegentragen, wir werden den Charakter eines Menschen doch stets nach seinen Handlungen beurtheilen. Was aber die werthvollste Seite der Reformation, ihre kulturbefreiende und erlösende That betrifft, die Revindikation des Rechtes der freien Forschung, so ging darin

Savonarola, wie es scheint, wenigstens in der Grundlage für den Glauben ebenso weit, als Luther. Diese Grundlage war auch für ihn die *Bibel.* Die freie Forschung in dieser war aber die gefährlichste Waffe gegen das Papstthum; und das allein war hinreichender Grund, ihn zu verbrennen. Alles klassische Heidenthum, alles Forschen in Platonischer Philosophie unter den Mediceern hat das Papstthum nicht gerührt; es fand vielmehr mit seinen Kunstformen und seiner epikuräischen Sinnlichkeit willkommenen Eintritt in den Vatikan.

Nach dem Tode Savonarola's hatte man in Florenz, während Piero de' Medici mit Hülfe von Cesare Borgia, der damals durch Krieg, aber weit mehr durch zahlreiche scheussliche Meuchelmorde seine Herrschaft im Kirchenstaate zu begründen suchte, Florenz bedrohte, und Giuliano sich bei seinem Gönner, dem Könige von Frankreich, befand, den alten grossen Rath wieder befestigt. In diesen kamen mit der Zeit auch wieder Anhänger Savonarola's. Die Parteien waren alle zu sehr geschwächt, um sich gegenseitig zu bekämpfen. Dieser Rath, von 80 und 100 bis auf 200 Bürger angeschwollen, war wohl fähig zur Kontrolle, aber wenig zur Exekutive der Staatsverwaltung. Dennoch, da er aus den geachtetsten und regierungsfähigsten Bürgern bestand, hätte sich aus ihm eine konservative Regierung, gleich der Signorie von Venedig, herausbilden können. Das Misstrauen des Volkes aber, das früher die Zunftbannerherren traf, wendete sich jetzt dem Rathe zu und sorgte dafür, dass immer mehr unfähige Bürger in denselben gewählt wurden. Der Ausschuss der Achtzig wurde durch die anderen Beamten in ihrer Macht gehemmt. Der in Kriegszeiten gewählte Magistrat der Zehner hatte alle Mittel zur Vertheidigung der Stadt in der gefährlichsten politischen Lage in Händen, und artete zur Gewaltherrschaft aus. Das Chaos der politischen Kämpfe, das hieraus folgte, hat hier für uns weniger Interesse, als der wirthschaftliche Zustand des Volkes und die korrupte Steuerverwaltung, meist die deutlichsten Merkzeichen unhaltbarer politischer Zustände.

»Die Lage der Stadt war traurig und das Volk unzufrieden, weil es an Arbeit fehlte; dazu kam noch der Mangel an Lebensmitteln. Die immer häufiger werdenden Steuern konnten im grossen Rath, indem sie zwei Drittel der Stimmen haben mussten, nur mit Mühe durchgesetzt werden; und die Aermeren erhoben Anklage gegen die Mächtigeren. Man wollte unter dem Namen der »Decima Scalata« ein neues Steuergesetz schaffen, nach welchem die weniger Begüterten ein Drittel, *die Reichen aber oft mehr, als ihre Einkünfte betrugen*, zu zahlen hatten. Dies war um so drückender, als man den Geldbesitz viel leichter verbergen konnte, und die ganze Last auf die Schultern derer fiel, die lediglich von ihrem Grundbesitze lebten. Oefters hielt man auch die reicheren Bürger fest und zwang sie, der Gemeinde Geld zu leihen. Aber solche Gewaltsamkeiten bewirkten doch wenig; und es war noch schlimmer, dass die Unzufriedenen, denen, wie gewöhnlich, Nichts recht war, bewirkten, dass im grossen Rathe öfter gar kein Beschluss durchging.« »Die Zeit hatte in Italien jeden Funken von Gemeinsinn ausgelöscht, einige Wenige besassen die Macht und die Fremdherrschaft machte sich geltend. Man vertheidigte das Leben durch schlaue Kunstgriffe; oder die Schlaueren bereicherten sich bei der allgemeinen Verwirrung auf Kosten der Unvorsichtigen. Es war wie ein Schachspiel, bei dem es wohlgeübter Spieler bedurfte, welche die Absicht des Gegners lange vorher errathen, und während sie sich fortwährend überlisten, doch einander verstehen.« »Das Geld ging durch Vieler Hände, ohne dass es Einer mit Sorgfalt verwaltet hätte; ja es ward erst ausgegeben und dann berechnet. Meistens war die Einsicht in das Uebel so schwierig, dass die angewandten Mittel oft zu spät kamen; so ward das Geld nutzlos fortgeworfen, und was man mit 100 Dukaten hätte machen können, das geschah nicht mehr mit 100,000. Daher konnte man keine Geldgehälter mehr auszahlen, und liess schliesslich Alles laufen, wie es ging.«

Man glaubte den Uebeln durch die Wahl *Piero Soderini's*, des Sohnes von Tommaso Soderini, dem Erzieher Lorenzo de'

Medici's, zu steuern, da dieser ausser dem Ansehen bei den höheren Klassen die Volksgunst besass. Die Dinge blieben aber mit Ausnahme grösserer Sparsamkeit in den Ausgaben dieselben; an die Spitze trat nur ein Mann, aber keine staatsmännische Kraft.

Eine neue Einrichtung, die es ermöglichte, dass Florenz vor dem politischen Untergange Italiens noch einmal in voller Glorie bürgerlicher Mannhaftigkeit erschien, müssen wir hier erwähnen; auch deshalb, weil hier zuerst einer der bedeutendsten Männer von Florenz, *Macchiavelli*, auf der Bildfläche der Ereignisse erscheint. Die Unzuverlässigkeit der Söldnerheere und das erbärmliche Kriegshandwerk der noch unzuverlässigeren Condottieri hatten Venedig und Ferrara vermocht, aus den Unterthanen eine *Landwehr* auszuheben. »Florenz begann den Versuch in eben diesen Jahren (1500—1505) und obgleich die Wirkung Anfangs nicht besonders günstig ausfiel, überzeugte doch *Niccolò Macchiavelli* den Gonfalionere von der Nothwendigkeit dieses Schrittes. Er ward sogar Kanzler des neuen Amtes der Neun, welches für die florentiner Landwehr geschaffen war.«

Während der furchtbaren Kämpfe der einfallenden Fremdherrschaft, des Riesenkampfes Spaniens und Frankreichs auf dem blutgetränkten Boden Italiens, der Liga von Cambray, der Plünderung Roms und der Niederwerfung und vollständigen politischen und geistigen Knechtung Italiens durch Karl V. erhielt sich Florenz gleichsam durch sein eigenes Schwergewicht unter dem Gonfalionere Soderini, dessen ganze Staatskunst im Hinhalten und Ausweichen vor Gefahren bestand. Der Boden für die künftige neue Herrschaft der Medici war vorbereitet, aber die lebenden Glieder der Familie wurden theils durch Unfähigkeit, theils durch politische Schwierigkeiten verhindert, eine mehr als ephemere Herrschaft zu gründen, bis der Stamm Lorenzo's ausstarb, und eine zweite Linie eine neue Dynastie von Grossherzögen begründete. Guiliano, der Kardinal, verweilte in Rom. Piero hatte sich durch den vertrauten Umgang mit Cesare Borgia verhasst und unmöglich gemacht. Seine

Söhne, die Enkel Lorenzo's, Cosimo und Lorenzo, suchten ihre Macht durch Verwandtschaften mit mächtigen Familien zu stärken. Thatsächlich beherrschte Guiliano schon als Kardinal und dann später als Papst Clemens VII. Florenz. Giovanni de' Medici, der als Papst Leo X. gewählt wurde, sein Vorgänger — zwischen beiden herrschte Hadrian — hatte noch einmal die ganze Blüthe der Kunst und Wissenschaft, den üppigen, verfeinerten Lebensgenuss, aber auch die Sittenverderbniss, welche die Medicei'sche Herrschaft kennzeichnen, von Florenz nach Rom übertragen. In der Vermögensverwaltung und der Staatskunst war er weniger befähigt und glücklich; seine leitenden Gedanken, den weltlichen Staat der Kirche zu vergrössern und Italien von den Barbaren zu befreien, waren zu grosse und hochgesteckte Ziele, um seiner in Ueppigkeit entnervten Energie erreichbar zu werden. Grösseres hat er für die Kultur geleistet durch Unterstützung der Künstler, Dichter und Gelehrten. *Rafael*, *Michelangelo, Ariost* waren seine vertrauten Freunde.

Unter den Florentinern jener Zeit waren die hervorragendsten *Michelangelo* und *Macchiavelli.*

Müssen wir bei anderen Italienern, wie bei *Tizian*, den Künstler bewundern, während wir den Menschen nur gering achten können, so erscheinen in *Michelangelo* der Künstler und der Mensch in schöner, edler und erhabener Harmonie. Anders mit *Macchiavelli*. Dieser war vielleicht der getreueste Spiegel seiner Zeit im Gegensatze innerer geistiger Grösse und äusserer handelnder und rathender Verderbtheit. Die Bedeutung dieser Männer für die Kultur jener Zeit bedarf aber einer besonderen eingehenderen Behandlung.

Florenz als freie Republik, als unvergleichliches demokratisches Gemeinwesen hat, ehe es in Lebensunfähigkeit versank, mit einem glänzenden heroischen Drama abgeschlossen, dem Kampfe gegen die Belagerung durch Karl V. unter dem Prinzen von Oranien. Aufopfernder Patriotismus, mannhafte Wehrhaftigkeit des ganzen Bürgerthums, Auftreten eines Feldherrntalentes

wie *Ferucci*, aus dem Schoosse des Volkes entsprungen, standhafter Widerstand gegen Karl V. und gegen die verlockenden Anerbietungen der Medici — eine Fülle von Erscheinungen, wie in der besten Zeit, täuschte den Schein neuerwachter Lebenskraft; es war nur ein farbenglühendes Abendroth vor dem politischen Sonnenuntergang. Als der letzte Posten in Italien, der gegen die Sündfluth, gegen die politische Knechtschaft unter der Fremdherrschaft, gegen den Untergang einer Kultur, welche die Welt erleuchtet hatte, unter der Inquisition der Kirche mit heroischer Kraft ankämpfte, so starb das alte Florenz ehrenvoll mit dem Schwert in der Hand und auf seinem Schilde, wie der sterbende Fechter.

---

## III. Kulturerscheinungen nach der Vertreibung der Medici (1492—1595).

Da der mächtige gesellschaftliche Einfluss Savonarola's in Florenz schon in die Zeit Lorenzo de' Medici fiel, so haben wir sein Charakterbild unter den Kulturerscheinungen jener Zeit gezeichnet. Seine politische Thätigkeit begann aber erst, als Karl VIII. Florenz verlassen hatte, die Medici vertrieben waren, und das Volk, ungelehrt in der grossen Kunst, die Freiheit zu gebrauchen, anfing, das Alte niederzureissen und die traditionelle Rachepolitik der Parteien auszuüben. Der Erfolg, mit dem hier Savonarola eine strenge sittliche Reform nicht blos in der Gesellschaft, sondern auch in der Politik eingeführt hat, ist ebenso bedeutungsvoll für die Eigenart seiner Persönlichkeit, wie für die bildsame Kulturkraft des Volkes von Florenz. Bei dem üppigen Wachsthum grosser Individualitäten, welches jene Zeit bezeichnet, wo sich ungeahnte, im Schoosse des Volkes ruhende Seelenkräfte, wie Sonnenstrahlen, in grossen Persönlichkeiten mannichfaltig und farbeglühend gebrochen, vereinigten, war seine Persönlichkeit theils durch die Reinheit und Selbstlosigkeit seiner Absichten, theils durch die Gunst der Umstände

zu einer wahrhaft wunderbaren entwickelt worden. Der Vorzug, ein Wunder zu sein, war seine Kraft, aber auch die Ursache seines Falles; denn mit dem Zweifel an seine Wunderkraft, der sogar ihn selbst am Ende seines Lebens ergriff, war sein Fall auch besiegelt. Wir erinnern nur an seine Weissagungen. Wurden diese vom Volke auch geglaubt, so fanden sie in den geistreichen Zirkeln Lorenzo's doch Widerstand; ja sie wurden von gegnerischen Priestern durch Ueberbietung matt gelegt. Als aber mit dem Eintreffen Karls VIII. in Italien die Vertreibung der Medici, die er vorausgesagt hatte, zur Wirklichkeit geworden war, da glaubte alles Volk an seine Weissagungen; und seine wunderbare Beredsamkeit fand nur hingebende Zuhörer und keine Zweifler mehr. Eine Probe der Wirkung dieser feurigen Beredsamkeit hatte er schon vor seiner politischen Laufbahn durch das Wunder gegeben, das keinem Priester in Italien vorher, oder nachher gelang, das starre und unbeugsame *Klosterleben* zu reformiren. Er führte diese sittliche Reformation in allen Toskanischen Klöstern ein, und bewirkte dadurch, dass die Söhne der ersten Familien in den Orden eintraten. Hätte er, wie Luther, eine Politik verfolgt, welche den verdorbenen Satzungen und den Missbräuchen der Kirche den Krieg erklärt, so ist die Wahrscheinlichkeit unbestreitbar, dass ihm die Berufung eines reformatorischen Konzils, die Gründung einer Nationalkirche und weiter eine Reformation der gesammten Kirche gelungen wäre. Er hatte als Italiener mehr Handhaben der Macht gegen das Papstthum, als Luther, abgesehen von der hinreissenden Gewalt seiner »völlig zu Feuer und Flammen gewordenen Persönlichkeit.« In dieser allein lag auch die Macht seiner Rede. Denn, wenn wir uns von dieser aus den erhaltenen, von Zuhörern niedergeschriebenen Reden keine Vorstellung machen können, so liegen doch Zeugnisse von Zeitgenossen vor, dass er zwar, was akademische Eleganz und Kunst der Rhetorik betrifft, von andern Predigern seiner Zeit, aber an gewaltiger Wirkung seiner Rede auf die Massen von Keinem übertroffen wurde. Die Politik als solche hatte aber nur nega-

tive Bedeutung für ihn, wie alles Weltliche; er begünstigte in der neuen Verfassung die Optimatenregierung bürgerlicher Tüchtigkeit und alter regierungsfähiger Familien; er hielt die Herrschaft der Schlechten und Ehrgeizigen ab, stellte die gewaltsame Form der Steuererhebung ein, und predigte gegenseitige Schonung und Versöhnlichkeit der Parteien. Sein politisches Ideal war eine Theokratie, bei der alles Leben des Volkes in der Sorge für das Seelenheil aufgehen sollte. Die höhere Bildung wollte er nur für die »Wissenden,« die Mönche: »das Volk bedürfe Nichts, als Grammatik, gute Sitten und Religionsunterricht.« War an eine Verwirklichung seines Ideales bei der guten und gesunden Natur der Florentiner nicht zu denken, so hat es seine gewaltige Seele in einem engen Geiste doch vermocht, dass sich der weite, reiche und klassisch gebildete Geist der Florentiner vor ihr beugte. Es ging freilich dabei nicht ohne zelotische und polizeiliche Willkür ab; aber die bekannten Opferbrände von Luxusartikeln, Karnevalsutensilien, Dichterwerken und Gemälden gingen doch aus einer freiwilligen Bewegung des Volkes hervor. So sehr dieses umgewandelt war und die Festspiele auf den freien Plätzen und die Tänze blumenbekränzter Mädchen und verliebter Kavaliere vergessen hatte, so musste doch auch, wie der Opferbrand am letzten Karnevalstage des Jahres 1497 gezeigt hat, für das Sinnenbedürfniss der Florentiner eine theatralische Inszenirung des neuen öffentlichen Kultus stattfinden. »Beim Anzünden trat die Signorie auf den Balkon; Gesang, Trompetenschall und Glockengeläute erfüllte die Lüfte. Nachher zog man auf den Platz vor S. Marco, wo die ganze Partei eine dreifache konzentrische Runde tanzte, zu innerst die Mönche dieses Klosters abwechselnd mit Engelknaben, dann junge Geistliche und Laien, zu äusserst endlich Greise, Bürger und Priester, diese mit Olivenzweigen bekränzt« (Burckhardt). Die einseitige kirchliche Richtung dieser Bewegung darf man, im Gegensatze zu der unter den Medici's bei aller schönen Entfaltung der Kultur eingetretenen Sittenverderbniss, nicht unterschätzen; war doch

eine ihrer Wirkungen bewundernswerth: dass die Florentiner das erste Beispiel von Schonung ihrer Gegner gegeben haben, während die Vorzeit nur Rache und Vergeltung kannte. Patriotismus und sittlich religiöse Besserung vereinigten sich hier in lange dauernder idealer Stimmung; und wenn diese auch wieder den berechtigten weltlichen Forderungen der Kultur weichen musste, so bleibt sie doch ein glänzendes geschichtliches Zeugniss von der sittlichen Kraft eines Volkes, an dem sonst nur die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Lebensformen, die lodernde Lebenslust und die Begabung und der Sinn für schöne Künste gerühmt worden sind.

Es scheint uns daher ein würdiges Objekt kulturgeschichtlicher Betrachtung zu untersuchen, wie sich diese Bevölkerung psychologisch zu dem Falle Savonarola's und seiner Herrschaft verhalten hat.

Ausser durch die Macht seines Wortes, beherrschte Savonarola das Volk auch durch das eigene Beispiel der Sittenstrenge. Das lebenslustige Florenz war, wie umgewandelt. Mit steigender Kühnheit verkündete Savonarola sich selbst als Gesandten Gottes. So fest seine Herrschaft beim Volke befestigt schien, das bedingungslos an ihn glaubte, entfremdete er sich doch frühzeitig die Geister der gebildeten und gemässigten Bevölkerung durch die Sorglosigkeit für den Bestand des Staates und durch die Politik, die er nicht selbst ergriff, aber seinen Anhängern gestattete. Ein Stück nach dem andern von der alten Herrschaft von Florenz über die kleinen Städte ging verloren und zuletzt sogar *Pisa*. Um letzteres wieder zu erlangen, scheute seine, die herrschende Partei nicht davor zurück, Karl VIII. wieder ins Land zu rufen. Ein Glück war es für Florenz, dass es von Venedig, das unter allen Bedingungen einen zweiten Zug der Franzosen abhalten wollte, im Kriege gegen Pisa eifrig unterstützt wurde. Savonarola sollte bald erfahren, dass die politische Herrschaft ein zweischneidiges Schwert ist. Ohne seinen Willen, im Widerspruch mit dem Geist der Versöhnung, den er gegen die Anhänger der Medici gepredigt, liess er doch die Hinrichtung von fünf angesehenen Bürgern zu, welche von seinen

Freunden der Verschwörung zur Zurückberufung der Medici angeklagt waren. Er hatte keinen Antheil an dem Urtheil, aber es wurde ihm Schuld gegeben. Erhaben über das Treiben weltlicher Leidenschaften wollte er der Politik fremd bleiben, und wurde doch das Haupt einer Partei, welche sich, wie die alten Parteien, mit Gewalt und Grausamkeit am Ruder zu erhalten suchte. Dies musste die Sache seiner Feinde stärken. Zudem wurde er immer kühner in seinen Predigten gegen die weltliche Eitelkeit und die Laster Roms und seiner Priester, und rief die ganze hohe Geistlichkeit Italiens und die mit ihr verbündeten Herrscher gegen sich in Waffen, selbst ein waffenloser Mann, unfähig eine Partei als Macht zu organisiren, blos auf die Wirkung seines Wortes vertrauend. Wohl war dieses so mächtig und berauschend, dass er nicht nur die Menge, sondern auch die Gebildeten seiner Zeit beherrschte und sein Anhang immer grösser wurde und sich bis nach Deutschland ausdehnte. Seine Lehre war eben zur Weissagung geworden und geistlicher Hochmuth mit religiöser Demuth vereint, machten ihn selbst daran glauben. Die häufige Bestätigung seiner Prophezeiungen durch die Ereignisse befestigten beim Volke mehr und mehr den Glauben daran. Dies war aber die Gefahr für Savonarola; mit diesem Glauben musste er stehen und fallen. Rom ging vorsichtig vor. Der Papst Alexander VI. berief ihn nach Rom, um Versöhnung zu stiften, er pries seine Verdienste um die Kirche und bot ihm den Kardinalshut an. Der Mönch schlug Alles aus, und ging nicht nach Rom. Zuletzt erfolgten Drohungen und die Anklage der falschen Lehre. Dieser Gefahr sah er klar in die Augen. Von der Gefahr aber, dass ihn das Volk verlassen würde, sobald die Stützen seines Wunderglaubens gefallen, hatte er keine Ahnung. Gerade seine Freunde, auf diesen Glauben vertrauend, haben ihm den Untergang bereitet; er rang muthig mit den stürmischen Wellen, so lange er an sich selbst glaubte; er sank, als er begann, an sich zu zweifeln.

Die Ereignisse folgten auf einander in rascher dramatischer Entwicklung. Der Papst begann den Krieg damit, Savonarola

das Predigen zu verbieten. Piero dé Medici stand vor den Thoren; Pest und Hungernoth wütheten in und ausserhalb der Stadt. Die Obrigkeit forderte ihn auf, wieder zu predigen. Dies gab seinem Anhang neue Kraft. Aber seine Gegner die »Compagnacci,« die »Arrabiati« und die Anhänger der Medici erhoben sich zu offenen Demonstrationen; sie führten mit absichtlicher Oeffentlichkeit ein üppiges Leben, gaben schwelgerische Gastmahle, und zogen Nachts mit Musik und Fackeln in den Strassen umher. Als Savonarola im Dome predigte, erhob sich Tumult; man griff zu den Waffen; seine Anhänger schaarten sich bewaffnet um die Kanzel, und geleiteten ihn sicher nach seinem Kloster. Die ihm feindlich gewordene Signorie verbot nun allen Mönchen zu predigen. Endlich erliess der Papst gegen ihn die Exkommunikation, nicht wegen seiner *Lehre*, sondern wegen seines Ungehorsams. Eine neu gewählte, ihm günstigere Signorie suchte den Papst zu versöhnen, aber vergeblich. Die Predigten im Dome waren direkt gegen den Papst gerichtet; der Papst verlangte die Auslieferung des Mönches und drohte mit dem Interdikt der Stadt. Aber die Anhänger desselben, selbst in der Signorie, waren zu stark. Da jedoch durch den Konflikt mit dem Papst die auswärtigen Handelsgeschäfte, namentlich in Rom und Lyon bedroht wurden, wählte man einen Mittelweg, und verbot ihm das Predigen im *Dom*. Savonarola predigte nur noch in San Marco. Der Papst verlangte, dass ihm *alles Predigen* verboten werde, und so hielt er in San Marco seine letzte Predigt.

Auf sich selbst angewiesen, kam er auf den alten Lieblingsgedanken zurück, ein Konzil zu berufen, um die verderbte höhere Geistlichkeit zu verurtheilen; er schrieb an die Könige von Spanien, England und Ungarn, besonders dringlich an Karl VIII., welchen er als für die Idee eines Konzils gewonnen erachtete. Dieser Brief wurde aber, wie schon erwähnt, von Lodovico il Moro aufgefangen und dem Papste ausgeliefert. Der Papst wurde noch zorniger, und beschloss seinen Untergang. Dies war nicht so leicht; denn das Volk hing mit unentwegter

Liebe an seinem Propheten. Da gaben die Mönche von San Marco seinen Feinden selbst die Handhaben zu seinem Sturze in die Hände.

Ein leidenschaftlicher Anhänger seiner Lehre, der Mönch Buonvinci da Pescia, erklärte von der Kanzel herab, dass die Lehre seines Meisters auch die *Feuerprobe* aushielte. Ein Franziskaner nahm die Herausforderung an. Savonarola sank der Muth; er glaubte nicht an Gottesurtheile, und hielt es für frevlerisch, Gott zu einem Urtheil gleichsam zwingen zu wollen. Verweigern konnte er aber im Angesicht des Papstes, seiner Feinde und des ihm anhängenden gläubigen Volkes die Probe nicht. Alle Kreise des Volkes kamen in Aufregung. Die Feinde des Mönches in der Stadt, der Papst in Rom, der Herzog von Mailand schürten den Hass gegen ihn, und bestimmten die Signorie, die Feuerprobe zuzulassen, und den 7. April dazu festzustellen. Buonvinci da Pescia und Andrea Rondinelli hatten sich dazu erboten. »Von der Ecke des Palazzo Vecchio bis zum »Tetto dei Pisani« erstreckte sich ein aus brennbaren Stoffen erbautes Gerüst, das in der ganzen Länge und auf den Seiten mit Reissig bedeckt war, und in der Mitte einen etwa zwei Ellen breiten Gang frei liess. Die Loggia der Signoren hatte man in zwei Räume eingetheilt, den einen für die Frati Minori, den andern für die Dominikaner; der Platz war von einer Menge Reiter und Fusssoldaten bewacht und die Rüstungen der Hauptleute glänzten, wie bei einem Turnier. Auch die »Compagnacci,« welche sich besonders durch ihre Pracht hervorthaten, stellten sich — es waren meist Reiche und Adlige — nahe am Gerüst auf. Zur bestimmten Stunde kamen aus San Marco der Mönch Domenico im Vespermantel und mit einem von Zuversicht strahlenden Antlitz, und hinter ihm Fra Girolamo Savonarola, das Sakrament in der Hand; adlige Leute mit Fackeln in der Hand begleiteten sie. Sobald sie auf den Platz gekommen, stimmten sie den Psalm an: »Exurgat Deus et dissipentur inimici ejus,« worauf beide Parteien in der Loggia Platz nahmen. Hier entstand nun der erste Streit darüber, ob

der Mönch Domenico mit der Hostie in der Hand, wie Savonarola es verlangte, den Scheiterhaufen besteigen dürfe, was Viele für eine Profanation erklärten, um so mehr, wenn die Hostie brennen würde. Jedermann sah, dass Savonarola dadurch *nur das Zustandekommen der Probe verhindern wollte.* Da noch andere streitige Punkte nicht entschieden wurden, vergingen Stunden; und *das Volk ward ungeduldig und lärmte;* von allen Seiten ertönten Reden, die Savonarola nicht angenehm klingen konnten. Vor der Loggia hörten seine Mönche nicht auf, Lobgesänge und Psalmen zu singen, während die Andern ein frommes und ehrbares Stillschweigen beobachteten. Vom Palazzo nach der Loggia gingen fortwährend Boten der Signoren hin und her; und schon neigte sich der Tag seinem Ende, als ein plötzlicher und heftiger Regenguss den Eifer der Leute abkühlte, und ihnen Gelegenheit, sich zu zerstreuen, gab. *Nicht ohne Lebensgefahr kehrten Savonarola und seine Anhänger nach dem Kloster zurück; sie waren mehr als besiegt; denn die Gemüther der Mehrzahl hatte sich gegen sie gewandt.«*

Nun hatten die Feinde Savonarola's die Bahn frei. Es kam zu öffentlichen Unruhen. Das Kloster San Marco wurde gestürmt, ein Theil der Anhänger Savonarola's ermordet, Savonarola und der Mönch Domenico gefangen genommen. Die Signorie zeigte dem Papste und dem Herzoge von Mailand die Gefangennahme derselben an. Die unter Foltern angestellte Vernehmung Savonarola's fand kein Objekt, als die Frage »ob Savonarola wirklich von Gott angetrieben sei, man ihn nur dafür hielt, oder er selbst es vorgab.« Selbst eine zweite Folter ergab keine Schuld; und man musste die Protokolle *fälschen,* um eine Schuld gegen ihn zu finden. In die Untersuchung wurde der Mönch, *Fra Silvestro, das politische Haupt der Anhänger Savonarola's* mit verflochten. Das Resultat war, dass die Signorie an den Papst schrieb, Savonarola habe sich selbst als *Lügner* bekannt. Nun schickte der Papst zwei Delegaten zu einer neuen Untersuchung, deren Hauptzweck es war, die Mitverschworenen Savonarola's zur Berufung eines Konzils zu

entdecken. Nur Foltern brachten den Mönch zu Geständnissen, die er nachher stets widerrief. Er wurde trotzdem mit Silvestro und Domenico zum Tode verurtheilt und zwar dazu, erst gehangen und dann verbrannt zu werden. Es wurde auf dem Platze ein Galgen errichtet und darunter ein Scheiterhaufen mit leicht brennbaren Stoffen. »Auf dem Platze war eine grosse Menschenmenge versammelt und unter den Freunden Savonarola's auch der vortreffliche *Jacopo Nardi*, der uns diese Begebenheit geschildert hat; einige gaben auch wohl ihre Freude zu erkennen, während viele und selbst verworfene Leute von Schrecken ergriffen waren. Man konnte dicht an den Scheiterhaufen herangehen, und so erlaubten sich manche schamlosen Leute, die Unglücklichen zu beschimpfen und zu verhöhnen Diese bestiegen dann den Scheiterhaufen zugleich, Fra Domenico heiter, als ginge es zum Fest. Savonarola, der in der Mitte des Galgens hing, war der letzte, an den der Henker Hand anlegte; dann ward unter grässlichem Geschrei das Feuer angezündet, welches die drei Körper, die, damit sie nicht herabfielen, mit Ketten an das Kreuz gebunden waren, ganz verbrannte. Die Asche von ihnen, wie von dem Scheiterhaufen und den übrigen Dingen wurde in den Arno geworfen; aber fromme Weiber hatten sich verkleidet durch die Menge gedrängt, und so viel Ueberreste Savonarola's wie möglich gesammelt, von denen auch noch heute Einiges erhalten ist.«

Das Räthselhafte in diesen Vorgängen wird immer das Verhalten des Volkes bleiben, das Savonarola's hinreissende persönliche Gewalt beherrscht, wie Keiner zuvor, dem er durch die Reinheit seines Lebenswandels unbedingtes Vertrauen eingeflösst hatte. Alle Geschichtsschreiber dieser Ereignisse Mirandola, Burlamacchi, Benedetto da Firenzo schweigen über diese psychologische Wandlung des Volkes. Wir können die Erklärung, dass das Volk die Schändlichkeiten der Verurtheilung, wie ihrer Ausführung ohne Empörung geduldet hat, nur in der Inhaltlosigkeit und Geistesarmuth der ganzen Bewegung finden, die Savonarola hervorgerufen hat. Worauf be-

ruhten im innersten Wesen alle grosse Wirkungen seiner Macht? Hat es sich, wie bei der deutschen Reformation, um eine totale Umkehr des Denkens und des Gemüthes, um eine wahre Emanzipation der freien Vernunft, des eigenen Prüfens, der innerlichen Befreiung von der Geistesknechtschaft der Kirche gehandelt? Gewiss nicht! An Stelle des kirchlichen Götzendienstes, des kirchlichen Wunderglaubens trat ein neuer Götze, ein neuer Wunderglaube. Mit dem Glauben an das Wunder musste der Götze fallen. So ernst es Savonarola mit der sittlichen Reformation der Kirche und des Volkes war, mit den Ursachen der Sittenlosigkeit, mit dem blinden Glauben an die Autorität der Kirche hat er nie gebrochen. Die Wunder seiner Weissagungen, an die er selbst glaubte, an denen er erst vor seinem Tode verzweifelte, erzeugten das neue Wunder, dass ein sinnliches, lebensfrohes, scharf denkendes und kunstbegabtes Volk, ein Volk wie die alten Griechen zur Blüthezeit Athens, wie mit einem Zauberschlage, in ein betendes, sich kasteiendes und sittlich strenges Volk umgewandelt wurde. Wir können der Fähigkeit dieser sittlichen Kraft unsere Bewunderung nicht versagen; aber ihre Wurzeln waren nicht in der Vernunft, der Ueberzeugung und dem Gemüthe angelegt; es waren die Luftwurzeln des Wunderglaubens. Mit diesem Wunderglauben, an dem dessen Schöpfer selbst verzweifelte, verdorrte ihre Kraft; die Wirkungen verschwanden und die gewaltsam zurückgedrängte sinnliche Natur forderte ihre Rechte. Auf die geistliche Emanzipation folgte die fleischliche, auf die Gebete und frommen Aufzüge in den Strassen folgten die Orgien der Ueppigkeit und des Lasters. Selbst in den schwelgerischen Tagen der Medici hat nie eine solche Sittenlosigkeit, eine solche Herrschaft der verdorbensten Elemente geherrscht, wie in der freigewordenen Republik von Florenz. Mit heuchlerischer Schlauheit schämten sich die Anhänger Savonarola's des Glaubens an ihn und verleugneten ihn öffentlich. Nur eine kleine Zahl edeldenkender Männer, und mit ihnen die Nachwelt haben sein Andenken geehrt.

Die weitere politische Geschichte von Florenz, die mühsame Aufrechterhaltung der Republik und der unausgesetzte Kampf der Päpste, ihre Herrschaft über Florenz zu behaupten, bieten bis zur Belagerung von Florenz durch Karl V. wenig kulturgeschichtliches Interesse. Die Nachkommen der Medici spielen eine traurige Rolle. Die einzige glänzende Erscheinung unter ihnen war der durch sein Feldherrntalent und seine Kühnheit berühmte Giovanni dé Medici, der allein fähig gewesen wäre, den Glanz des Hauses zu erneuern, Florenz und Italien von der Fremdherrschaft zu retten. Aber der Papst Clemens hielt ihn fern von sich und begünstigte die Bastarde der Medici. Er starb als Führer der »Bande nere« im Kampfe gegen die Spanier bei Borgoforte.

In diesen hin und her wogenden Kämpfen gegen die Fremdherrschaft finden wir auch *Macchiavelli* thätig; er war schon früher hervorgetreten als Mitbegründer der Landwehr von Florenz. Im Kriege gegen Spanien war er auf Seiten des Papstes Clemens; er war es, der die siegreiche Kraft Giovanni's dé Medici erkannte, und dem Papste den Rath gab, ihn, wie einen Abenteurer, Krieg führen zu lassen, wo er wolle, um Italien vor der Fremdherrschaft zu retten. Nach dem Tode Giovanni's war der Weg der 14000 Landsknechte unter Georg Frundsberg nach Rom frei. Mit der Plünderung Roms sank nicht nur die Unabhängigkeit Italiens, sondern die ganze Kultur der Renaissance ins Grab. Die Verwüstung der spanischen Geistesknechtschaft war aber noch furchtbarer und dauernder, als die der Landsknechte und spanischen Truppen.

Mitten aus diesen traurigen Ereignissen ragen als grosse Vertreter der Kultur von Florenz, *Niccolò Macchiavelli*, *Guicciardini* und *Michelangelo Buonaroti* hervor. Es giebt wohl kaum einen berühmten Schriftsteller, über dessen Charakter die Meinungen so getheilt sind, wie über Macchiavelli. Die einen stellen ihn als den verabscheuungswürdigsten Lehrer der Tyrannei, die andern als begeisterten, aber rücksichtslosen Patrioten dar. Es ist keine Frage, dass er unter den mannichfaltigen

Individualitäten seiner Zeit als die schwerverständlichste erscheint; er ist gewiss nur als eigenstes Kind seines Landes und seiner Zeit zu verstehen: er ist der Spiegel und das Gewissen seiner Zeit; und doch wird man nie dazu gelangen, ihn zu begreifen, so lange man ihn als einheitlichen, das heisst mit einheitlichem Streben erfüllten Charakter zu erfassen strebt; er war ein tragischer Charakter, eine zwiespältige, halb Faustische, halb Mephistische Natur, in dessen Brust zwei Seelen wohnten. Oft dringt durch seine verderbten Rathschläge die Klage eines edleren Sinnes, oft schimmert durch die hässliche braune Larve seiner öffentlichen Wirksamkeit die Chrysalide einer verlangenden Seele, erfüllt von einem hohen Ideal des nationalen Lebens, hindurch. Dies Ideal gehörte aber der Vergangenheit an und lag ausser dem Bereiche seiner Zeit. Unter den Schriftstellern, die ihn als einheitlichen Charakter mit bestimmtem Wollen zu begreifen strebten, ist der berufenste *Burckhardt.* Er rechnet ihn unter die Staatskünstler, welche in dem politisch beständig experimentirenden Florenz, gleich neueren Doktrinären, durch kunstvolle Verfügungen, Gruppirung und Schiebung aus den vorhandenen Kräften eine Musterverfassung und durch Vertheilung der Gewalten, Durchsiebung der Wahlarten und andere politischen Künste ein dauerndes Staatsleben schaffen, oder richtiger machen zu können glaubten. Unter diesen sei Macchiavelli der bedeutendste gewesen, da er die vorhandenen Kräfte immer als lebendige aktive fasse, die Alternativen richtig und gross stelle und frei von Eitelkeit und Plusmacherei weder sich, noch Andere zu täuschen suche. Wir geben in dieser treffenden Charakteristik vor allem die Wahrhaftigkeit Macchiavelli's, die oft wirklich erschreckend ist, zu; er erinnert darin lebhaft an Cosimo dé Medici, der unerbittlich gegen sich selbst, mit dem Bewusstsein, den Sturz seines Hauses damit vorzubereiten, seine schlechten Thaten bekannte.

Wie Cosimo in seinen Handlungen, so und noch schlimmer verfuhr Macchiavelli, in seinen Schriften als Rathgeber der Fürsten und Machthaber. Seine entsetzliche Aufrichtigkeit, die

ihm selbst die Verachtung der Schlechten zuzog, seine politische Objektivität »in einer Zeit der äussersten Noth und Gefahr, da die Menschen ohnehin nicht mehr leicht an das Recht glauben, noch die Billigkeit voraussetzen konnten« werden uns zwar nicht zu »tugendhafter Empörung« bewegen; wir halten es aber für übertrieben, ihn »als Patrioten im strengsten Sinn des Wortes« gelten zu lassen. Dazu gehört doch, wenn man auch einzelnen verwerflichen Mitteln zur Erreichung höherer Zwecke Entschuldigung gewährt, ein Mann, *der im Grossen und Ganzen edle Ziele* verfolgt, und diese nicht durch das Uebermaass unsittlicher Mittel selbst vergiftet. Macchiavelli's Staatskunst war abstrakte politische Spekulation; er hatte keine Ahnung von der psychologischen Wirkung seiner Staatskunst auf die Menschen, die er alle verachtete, weil er sie nicht kannte; er hatte keine Spur von tieferer Menschenkenntniss, und hielt Persönlichkeiten, wie Cesare Borgia, der theils aus Grausamkeit mordete, theils, um aus der allgemeinen Beute der Condottieri seinen Theil im Kirchenstaat zu erobern; der eine unintelligente, rohe und bestialische Natur, der wie die Pest verabscheut war und schon desshalb keinen Anhang gewinnen konnte, diesen Menschen hielt er für fähig, grosse politische Ziele und Absichten zu hegen, wie die Einheit Italiens und dessen Befreiung von der Fremdherrschaft. Macchiavelli hatte bekanntlich in seinem Streben, eine grosse politische Rolle zu spielen, gar keinen Erfolg; trotz seines bevorzugten Geistes und seiner vornehmen Seele hatte er selbst für Lorenzo, wegen seiner gemeinen Manieren und seiner verwerflichen Praxis, etwas Abstossendes.

Seine neue florentinische Verfassung, wie er sie in seiner Denkschrift an Leo X. entworfen, ist bei aller Kunst volksrechtlicher Kautelen im Grunde doch weiter nichts, als eine hierarchische Autokratie in der heuchlerischen Toga der Republik und spricht doch nicht sehr überzeugend für einen »Patrioten im strengsten Sinne des Wortes.« Bezeichnend für die Schicksale seines »Principe,« des Lehrbuchs aller grossen und kleinen Tyrannen, ist der Umstand, dass selbst die

wohlwollendsten Beurtheiler Macchiavelli's nicht an die *Ernsthaftigkeit* des Buches, das ihm schon im Leben allgemeine Verachtung eintrug, glauben wollten, sondern es für eine geisselnde *Satire* der Tyrannei hielten. Dies beweist mehr, als dessen Unsittlichkeit, es beweist dessen *politische Unbrauchbarkeit.* Dies hat auch der grösste seiner schriftstellerischen Gegner, Friedrich der Grosse, hinreichend nachgewiesen. Es mag paradox klingen, aber es scheint uns die Aufrichtigkeit Macchiavelli's gegen sich selbst, die tiefe, und scharfe Einsicht in die Verderbniss seiner Zeit machte ihn unfähig zum »Patrioten.« Dieser Mann war zu stahlfest gegen die Täuschungen Anderer und die Täuschungen seiner selbst. Wenn auch in seinen Discorsi »Lichtblicke von erster Schönheit,« die Erkenntniss der fortschreitenden politischen Entwicklung, werthvolle politischen Winke, um die Gefahren der Uebergänge zu vermeiden, oder zu mildern, und vor allem »den Tod aller Freiheit« die fremde Intervention abzuhalten, gegeben sind, so war die Verderbniss jener Zeit schon zu allmächtig; er trug sicher die Gewissheit in sich, dass Alles verloren sei; an seiner eigenen Botschaft fehlte ihm der Glaube. Wenn ihn dagegen zuweilen »die Phantasie und der Druck der Zeiten« zu einem unbedingten Lob des Volkes verführt, welches seine Leute besser wähle, als ein Fürst, »und sich mit Zureden von Irrthümern abbringen lasse,« so war die Ansicht in Bezug auf das Volk von Florenz weniger »phantastisch,« als prophetisch. In der denkwürdigen Belagerung von Florenz durch den Prinzen von Oranien, die Macchiavelli nicht mehr erlebte, erschien die Herrlichkeit dieses Volkes in einer sittlichen Grösse, seine Aufopferungsfähigkeit und sein Heroismus in einer Gesammtwirkung, die an die besten Zeiten des alten Roms erinnert.

Ein Hauptziel tritt allerdings in allen Bestrebungen Macchiavelli's hervor: die Abhaltung der Fremdherrschaft. Wenn ihn dies allerdings vor den Florentinern, die immer eine verblendete Zuneigung für Frankreich bewiesen haben, auszeichnete, so halten wir es doch für zu selbstverständlich, um es ihm

allzu hoch anzurechnen; bedeutender erscheint er schon in seiner Mahnung zur politischen Einheit Italiens. Wir wollen ihn weder als Patrioten, noch als Nichtpatrioten oder sonst wie festbilden, sondern an der Hand unseres Gewährsmannes ihn aus seinem Leben in seiner widerspruchsvollen Individualität zu erkennen suchen, bei einem so bedeutenden Geiste eine Aufgabe, die gewiss nicht ohne Interesse ist.

Macchiavelli stammte aus alter Familie; er lebte in seiner ärmlichen Villa bei Casciano; er erhielt zwar viele Aufträge, aber nie ein höheres Amt von den Behörden. Von seiner hohen Begabung, dem Scharfsinn seiner Beobachtung und seines Urtheils hatten seine Landsleute keine Vorstellung; er war als unzuverlässiger, serviler, schlechte Rathschläge gebender Mann von seinen Zeitgenossen verachtet. Corretani nennt ihn »den Mann, der es versteht, Einzelnen zu Willen zu sein,« anderwärts sogar den »Kastraten.« Er hatte eine Zeit lang das unbedeutende Amt eines Geheimschreibers der Zehner; einmal wurde er für den Orden Frati Minori nach Carpi geschickt, um ihre Angelegenheiten zu ordnen und einen Prediger zu suchen; ein andermal nach Venedig, um für die Wollenzunft Gelder einzukassiren. Bei den Gesandtschaften stand er nie an der Spitze, sondern wurde mehr als Spion und subalterner Assistent derselben mitgeschickt. Es spricht schon für den Mangel alles männlichen und sittlichen Selbstbewusstseins, dass er solche Stellungen überhaupt annahm. Nur von Giucciardini wurde er zu wichtigeren Aemtern verwandt, wie als Stellvertreter des Papstes beim Herzog von Urbino; auch war er sein Begleiter bei der Plünderung von Rom. Obwohl er arm war, zeigte er sich doch nie gewinnsüchtig; er diente treu und verrieth Niemanden, dem er gedient, war aber undankbar gegen gefallne Grössen. So verspottet er Soderini »weil er, wie ein Kind, sich hat aus dem Sattel heben lassen,« obgleich ihn gerade dieser zu städtischen und auswärtigen Geschäften verwandt hatte. Trotzdem hatte er Freunde, die, wenn auch nicht an seinen Ansichten, so doch an seinen scharfsinnigen Bemerkungen Vergnügen

fanden; er hatte in den Gärten der *Rucellai*, die ihn begünstigten, vertraulichen Umgang mit bedeutenden Männern und korrespondirte mit *Guicciardini*, *Strozzi* und *Vettori;* bei den *Mediceern* gelang es ihm aber nicht, irgend welches Interesse an seiner Person zu erwecken. In einem Briefe aus seiner Villa klagt er darüber ›ich möchte gerne herauskommen und sagen ›hier bin ich.« Ich wünschte, dass mich endlich die Medici anstellten, auch, wenn ich erst einen Stein rollen sollte; denn wenn ich sie mir nicht gewänne, so wäre es meine eigene Schuld. An meiner Treue darf man nicht zweifeln, denn ich habe sie immer bewahrt und kann sie jetzt nicht brechen lernen; wer 43 Jahre lang gut und treu gewesen ist, wie ich, ändert seinen Charakter nicht; meine Armuth aber ist Zeuge meiner Treue und Güte.‹ Einen tiefen Einblick in sein Wesen gewährt die Beschreibung seines Lebens auf dem Lande, wie es aus dem oben angeführten Briefe hervorgeht. Des Morgens ging er auf den Vogelfang und legte selbst die Leimruthen; dann schaute er denen zu, die sein Holz fällen oder die Scheite verkaufen mussten, ging, ein Buch unter dem Arm, an eine Quelle, las von den Liebesabenteuern der lateinischen Dichter, erinnerte sich seiner eigenen und schwelgte eine Weile in diesen Gedanken. Eine Zeit lang brachte er in der Schenke zu und ging, nachdem er gegessen hatte, wieder dahin zurück, wo er mit dem Wirthe, dem Metzger, einem Müller und zwei Bäckern bis zum Abend Dreiblatt spielte, und sich mit ihnen um einen Quattrino so laut zankte, dass man es in San Casciano hören konnte. »In solche Niedrigkeit gehüllt, bewahre ich,« so fährt er fort, »mein Gehirn vor dem Einschimmeln, mache mir Luft, wenn ich an mein böses Geschick denke und bin zufrieden mit diesem Lebenswandel, um nur zu sehen, ob sich mein Schicksal nicht darüber schämt. Abends kehre ich in mein Haus und meine Schreibstube zurück, aber auf der Schwelle ziehe ich das schmutzige Bauernkleid aus und lege mir königliche und höfische Gewänder an; so umgewandelt betrete ich sittsam die Vorsäle der Alten, wo ich freundlich von ihnen aufgenommen und mit

der Speise erquickt werde, die nur mir gehört, und für die ich geboren ward; dann scheue ich mich nicht, mit ihnen zu sprechen und sie über die Gründe ihrer Handlungen zu befragen; sie aber antworten mir leutselig; und so fühle ich vier Stunden lang keine Langeweile, vergesse mein Unglück, fürchte meine Armuth nicht und nicht den Tod, sondern lebe ganz in ihnen.«

Wir wissen Nichts über die Jugend Macchiavelli's; es scheint aber, dass er weder in gut gesitteten Kreisen auferzogen ist, noch hinreichende wissenschaftliche Bildung genossen hat. Viele weniger bedeutende Männer seiner Zeit übertrafen ihn an Gelehrsamkeit; er war nicht einmal des Griechischen kundig, seine Lieblingslektüre waren die lateinischen Schriftsteller, vor Allem die Geschichtsschreiber. Sein Mangel an Anstand und Würde liess ihn selbst seinen vertrauten Freunden nicht als Staatsmann erscheinen. Vor allem fehlte ihm dazu die Kenntniss der Menschen seiner Zeit; er scheint diese nur im Umgange mit den niedrigsten näher kennen gelernt zu haben. Wenn er aber »seine schmutzigen Kleider ausgezogen,« war er erfüllt und geistig emporgehoben von den Idealen der entschwundenen grossen Zeit seiner Vorfahren. In der idealen Vergötterung dieser Zeiten erschien ihm die Gegenwart um so gemeiner; das Gute in ihr erkannte er nicht; er war von der Idee: »man müsse verdorbene Völker zu ihren Anfängen zurückführen,« also einem politischen Idealismus, ähnlich dem sozialen Rousseau's, beherrscht. Die Verdorbenheit, Unsittlichkeit, den Betrug und die verbrecherische Gewaltthat nahm er als Regel seiner Zeit mit cynischer Objektivität hin, und suchte sie als aktive Kräfte zu einem allerdings idealeren Ziele der politischen Macht und Einheit Italiens auszunutzen. Hier lagen aber schon zwei grosse Fehlerquellen des Urtheils über wirkungsvolles staatsmännisches Handeln. Die Menschen sind nicht so schlecht, wie sie erscheinen; die meisten Verbrechen geschehen im Drang der Umstände und im Rausch der Leidenschaft, ohne eigene Rechtfertigung von Seiten der Verbrecher.

Wer die Verbrechen öffentlich rechtfertigt, wer, wie Macchiavelli den Betrug lobt und »um so mehr, je heimlicher er gehalten wird,« wird selbst der Verachtung der Schlechten anheimfallen.

Macchiavelli sah die grossen »barbarischen« Staaten Europas in einheitlicher Macht durch Autokraten entstehen, deren Herrschaftsmittel meist nur Betrug und Gewaltthat waren; er übersah aber, dass die entscheidenden Kräfte doch anderer Art, meistens eigne Strebungen verwandter Stämme nach einheitlicher Regierung gewesen sind. Er glaubte unter den Condottieri's, die Tausende von Verbrechen auf dem kleinsten Raume von Fürstenthümern begingen, die in der Jagd nach dem Glücke über Leichen dahinstürmten, das Machtelement zu finden, um Italien zu einigen, und dem Ausland gegenüber fest zu machen; er glaubte zugleich dabei mit den Schranken des Mittelalters aufräumen zu können. Diese Glücksritter waren aber nicht fähig, von einer höheren Idee bewegt zu werden; es waren Landsknechtsnaturen, die Geld und Grundbesitz von den Fürsten erwerben und als höchste Beute ein eigenes kleines Fürstenthum erringen wollten. Der verbrecherischste von ihnen, der *Spanier* Cesare Borgia, den sich Macchiavelli besonders ausersehen, war vielleicht der unfähigste für so hochfliegende *nationale* Pläne. In früherer Zeit hätte er vielleicht *Lorenzo* dafür gewinnen können, hätte sich dieser nicht persönlich von ihm abgestossen gefühlt. Der Papst Clemens hörte ihn wohl an, war aber ein schwankender und unentschlossener Charakter.

Als kleine Staaten, wie Florenz, Mailand, Ferrara, Venedig der ganzen Welt als glänzende Vorbilder der Kultur voranleuchteten und Gewicht im Rathe der Völker hatten, war auch das Volk von grossen Ideen bewegt und erzeugte aus seinem Schoosse eine wunderbare Fülle und Mannichfaltigkeit bedeutender Individualitäten. Zur Zeit Macchiavelli's, als abwechselnd Frankreich, Deutschland und Spanien dort herrschten, und zuletzt Karl V. mit unbesieglicher Kraft Alles vor sich niederwarf, war zu der über-

handnehmenden Unsittlichkeit und Verdorbenheit die politische Verzweiflung getreten. Aller Glaube an Göttliches und edle Menschlichkeit war verschwunden. Diese Verzweiflung war die bewegende Stimmung der Zeit, die Stimmung der Massen: wie ein Gorgoantlitz, erschien ihr Bild in den Schriften Macchiavelli's; er ward von seiner Zeit verachtet, weil er ihr mit kalter Objektivität den Spiegel der Wahrheit vorgehalten hat.

Ob er bei seiner scharfen Beobachtungsgabe und seinem nüchternen Urtheil selbst noch Hoffnung auf die Wirkung seiner Rathschläge hatte? — wer weiss es? er steuerte auf der trüben Fluth der Zeit seine kleine Barke; nur in der stillen Studirstube seiner ärmlichen Villa »legte er königliche Gewänder an« und sprach mit den Geistern des grossen Alterthums, wie ein Geist zum andern spricht, und fühlte sich rein uud ebenbürtig in ihrer Gesellschaft. Aber »der Styl ist der Mensch,« hier fand auch diese widerspruchsvolle Natur eine gewisse Einheit; seine Sprache ist zugleich vornehm und voll Adel, wie nachlässig und von plebejischer Schärfe und Unverfrorenheit; seine Gedanken sind zugleich von Lichtblicken idealer Schönheit, wie von verworfner Unempfindlichkeit gegen alle sittliche Grösse erfüllt. Wir können ohne Voreingenommenheit urtheilend nur dem Urtheile *Varchis* beipflichten: »wenn er (Macchiavelli) bei seiner Kenntniss der Regierungen und seiner Gewandtheit in Geschäften auch Ernst des Lebens und Sittenreinheit besessen hätte, würde man ihn den Alten nicht nachsetzen, den Modernen vorziehn.« Mit der mangelnden Menschenkenntniss fehlte ihm auch wahre Humanität.

Wenn auch von anderer Seite, als von der *Burckhardt's* (siehe *Brosch.* Hist. Zeitschr. v. H. v. Sybel I. Band 1877 S. 317) die »Menschenkenntniss« *Macchiavelli's* gerühmt wird, der unter den verwirrtesten Verhältnissen die Fäden von Ursachen und Wirkungen, das Spiel der verborgensten Intriguen im Auge behalten, der den Verrath Cesare de Borgia's gegen die Orsini erkannt und Julius II. ins Herz gesehen habe, so fällt es uns nicht ein, diesen seinen scharfen uud feinen Ver-

stand in Erkenntniss des Gegebenen, des vor ihm Liegenden zu läugnen. Die wahre »Menschenkenntniss« muss aber doch die richtige Erkenntniss der Natur des Menschen zur Voraussetzung haben, um für grosse Ziele erschliessen zu können, ob ein Mensch zu etwas Bestimmten, was nicht als gegeben vorliegt, fähig sei, und ob er Widerhall in der Brust anderer Menschen und Anhang unter seinen Zeitgenossen finde. Diese einem wahrhaft grossen Staatsmanne unentbehrliche Menschenkenntniss hat *Macchiavelli* gefehlt. Er ging von dem Grundsatze aus »dass die Menschen« — ganz allgemein — »nur gezwungen das Gute thun.« *Guicciardini*, der sonst von *Macchiavelli* viel hält, nennt diese Ansicht kurz eine »unsinnige.« Mit solchen Ansichten und der idealhistorischen Schwärmerei für altrömische Grösse war er natürlich nicht dazu gemacht, das Gute in seiner Zeit aufzusuchen; es gab dessen noch Viel und es erweckt jetzt noch unser Mitgefühl, dass Alles so tragisch in der Sündfluth der spanischen Eroberung zu Grunde ging.

Wie es Schwärmer des Guten gibt, so war er Schwärmer des Schlechten. Sein »Principe« hat ihm nur Hass und Verachtung erzeugt, aber keinen Fürsten erzogen. Kein Sterblicher von seiner grossen natürlichen Begabung hat bitterer seine Fehler schon im Leben gebüsst, als Macchiavelli. »So stand er da, um sein Schicksal herauszufordern und zu sehen »ob es sich nicht selber schäme;« nach langer Uebung in Staatsgeschäften trachtete er danach, »den Herrschern zu dienen,« ward bewundert und verachtet, benützt und übersehen; er war zur Zielscheibe geworden, weil er selbst zu seinem Schaden als Lehrer von Grundsätzen aufgetreten war; in politischen Geschäften kam er mit Fürsten zusammen, die er selber überragte, aber er besass weder Würde, noch Kraft ihnen gegenüber; er ertrug unschuldig den Uebermuth Anderer und rächte sich ebenso ungerecht mit Verachtung und Hass. Politisch dachte er so, wie ein Italiener: sein Ziel und seine Entwürfe waren weitreichend, aber die Mittel abgenützt; die grossen Männer waren verdorben

und lagen darnieder, wie die römischen Adler am Tage nach der Schlacht.«

Macchiavelli hat seine Fehler im Leben bitter gebüsst; seine hohe geistige Kraft, seine Idealität im innersten Kern seines Wesens machen ihn, trotz seiner Fehler, der Bewunderung und des tragischen Interesses der Nachwelt werth.

Unter den bedeutenden Männern jener traurigen Zeit war vor allen Francesco *Giucciardini* von dem Holz, aus dem Staatsmänner geschnitten werden; er vereinigte in sich die Elemente des Staatsrechts-Gelehrten, des Staatsverwalters und des gewandten und muthigen Politikers und Diplomaten. In strengen Sitten von seinem Vater erzogen, studierte er die Rechte in Padua, las bereits im 20. Jahre in Florenz über Institutionen und ging im 30. Jahre als Gesandter der Republik nach Spanien. Später diente er den Medici, vor allen dem Papste Clemens; es war sein Verdienst während der Plünderung Roms durch seine Energie, persönliche Würde und Gewandtheit den Herzog von Urbino und den Grafen Guido Rangoni zu Ehre und Pflicht gegen den Papst zurückzurufen, und durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit zur Befreiung des Papstes beizutragen.

Guicciardini war ein realistischer Staatsmann; er hatte am spanischen Hofe den Meister auswärtiger Politik und den Regenten eines grossen Staatswesens und damit die Mittel staatsmännischen Erfolges kennen gelernt; es war dies aber keine Verführung für ihn, in macchiavellistischer Weise Politik zu treiben. Obwohl er den Staat für etwas Thatsächliches ansah, der für die nothwendigen Bedingungen seiner Existenz zu sorgen hat, so leitete ihn doch ein unentwegtes Rechts- und Ehrgefühl; er verwarf die von Macchiavelli behauptete Schlechtigkeit der Menschen als unsinnig, und lehrte die verdorbenen Fürsten aus Klugheit gut zu erscheinen und, wenn möglich, auch zu sein. In seinen produktiven Studien über politische Formen bewahrte er grosse geistige Freiheit; er hatte keinen Glauben an die Ursprungskraft und die Dauer irgend einer Form, die nicht aus dem Wesen der Volksentwicklung ent-

sprungen; er war — und dies ist ja immer die letzte Weisheit aller erfahrenen Politiker — für eine Aristokratie der Staatsfähigkeit, des Charakters und der Intelligenz. Die Optimatenregierung Venedigs erschien ihm zu unfruchtbar. Die Medici begünstigte er, weil sie eine solche Herrschaft Weniger voraussetzte, während er das Urtheil der Massen verachtete. Er war rechtlich nnd unbestechlich, und blieb deshalb arm. Denn für den redlichen Beamten liessen die politischen Beutejäger Nichts mehr übrig. Er war streng, aber gerecht; nur in seinen letzten Jahren wird er als hart, grausam und geizig geschildert. Der letztere Vorwurf ist bei seinen Verhältnissen eher ein Lob. Die Härte und Grausamkeit zeigte er durch zahlreiche Verbannungen. Getäuscht in seinen Erwartungen, nachdem die Rückkehr der Medici und die Freiheit des Papstes erreicht waren, nachdem die Widerstände im Volke, aber auch dessen Kraft und Kultur durch den auswärtigen Feind niedergeworfen waren, verbitterte sich sein Gemüth, und er sah überall Verdächtige. Er war ein grosser Feldherr ohne Heer; seine staatsmännische Kraft unterlag dem allgemeinen Unglück, der allgemeinen Verderbtheit der Dinge und der Personen. Wie ein wilder Bergstrom schien der Raubzug Karls V. alle Kraft und Schönheit in Italien weggefegt zu haben. Auf den Leichen richteten die spanischen Inquisitoren und nach ihnen Loyola und seine Jünger ihre weltvergiftende Herrschaft ein.

Als Geschichtsschreiber war Guicciardini schon in seiner Jugend thätig; er schrieb eine Geschichte von Florenz, später eine Geschichte von Italien, Discorsi über die Republik, politische Betrachtungen und Memoiren. Die Breite und Gegenständlichkeit seiner Darstellung ist nur für den Sensationsleser ermüdend; reich an Thatsachen, bis in die kleinsten Wurzeln die Entstehung und Entwickelung, die feinen Beziehungen der geschichtlichen Ereignisse verfolgend, sind seine Werke die fruchtbarsten Lehrbücher für den Staatsmann und den lernbegierigen Gebildeten. Er hatte ebenso, wie Macchiavelli, der in Rom sein Begleiter war, Ursache, die Machthaber und das

lasterhafte Leben der Päpste und Priester su verachten; er vergass aber bei seinen Diensten nie seine persönliche Würde und die Pflichten des Rechts und der Ehre.

Eine ganz anders geartete Kulturgestalt erscheint uns in dem grossen Zeitgenossen dieser Männer, in *Michelangelo Buonaroti.* Wir haben schon früher bei Gelegenheit *Dantes* erwähnt, wie die Kultur der Renaissance sich schon frühzeitig zu kosmopolitischer Grösse und Freiheit ausgebildet; eine solche Alpennatur, die Regionen seines Volkes überragend, war auch Michelangelo. Fiel sein grosses Wollen und Können oft zusammen, so war sein Wollen doch meist grösser; es ist dies wohl das Schicksal aller grossen bildenden Künstler; denn die Technik, die ihre Kraft ist, sie ist zugleich die Schranke ihrer Zeit und die Schranke für den vollen Ausdruck der Ideale in der Erscheinung. Doch waren dies nur Hindernisse innerhalb seiner Sphäre; sein Haupt athmete im reinen Aether des Schönen und wurde nicht niedergedrückt durch das Elend und den Jammer der Zeit. Und wo ihn diese ergriffen, fand er den die Empfindung erlösenden Ausdruck in seiner Kunst. Das Weltgericht auf der Wand über dem Altar der Sixtinischen Kapelle, der Zorn des Richters und der Schrecken der Jungfrau — unter ihnen der Sturz und die Gewissensqual der Ungerechten erscheinen, wie Dantes Hölle, als sittliches Urtheil des tief religiösen Künstlers über die Verderbniss und die Verbrechen seines Landes und seiner Zeit. Wie jede wahre Genialität, beruhte die Michelangelo's auf fleissiger, ausdauernder Arbeit. Sein ganzes Leben hindurch bis in sein spätestes Alter verweilte er oft tagelang in den anatomischen Sälen, studierte die Bewegungsformen jedes einzelnen Muskels und strebte so darnach, alle Erscheinungsformen des Lebens in freier müheloser Uebung zum Ausdruck zu bringen. Die Ideale des Schönen lebten in seinem Geiste; seine meisterhafte Technik befähigte ihn, sie fertig, wie Pallas Athene aus dem Haupt Kronions, entspringen zu lassen. Bei seinen Entwürfen ist kein Nachbessern zu sehen. Manche führte er nicht aus, weil er schon im Entwurf den besten Aus-

druck des von ihm Gewollten sah. Für die höchste Kunst hielt er die Skulptur; wo aber seine Ideale über ihre Mittel hinausgingen, legte er sie in Gedichten nieder, deren Gedankeninhalt grösser ist, als die Form, in der ihm die Uebung gebrach. Aber auch bei der Skulptur trieb ihn sein titanischer Geist zum Unermessenen. Sein Moses mit den gewaltigen Gliedern, mit dem Ausdruck eines Gottes und eines Löwen, mit unaussprechlichen Gedanken auf der Denkerstirne ist gewiss durch keine Anregung eines Modells aus dem Leben entstanden; es war das Ideal des Künstlers, das er visionär in seinem Geiste schaute, und wie aus einem Gusse darstellte. »Als er in Carrara und Serravegga in der Nähe der Marmorbrüche weilte, gedachte er, einen jener Berge zu einem Riesen auszumeisseln, der vom Meere aus gesehen, den Eindruck machen sollte, als sässe er auf dem Gebirge.« In Werken, wo seine Seele nicht dabei war, wie bei den Grabmälern der Medici in San Lorenzo, erhob er sich nicht über allgemeine Formen. In der Malerei gehört seine »Schöpfung« zu den erhabensten Denkmälern dieser Kunst. »Gott, der die Himmel durcheilend Licht von Finsterniss scheidet, und dann durch die Berührung mit seinem Finger dem sich erhebenden Menschen, Leben verleiht; jene ernsten Figuren von Propheten in den faltigen Gewändern, welche die mächtigen Glieder durchscheinen lassen, alles dies erweckte in der Welt das grösste Staunen.« Eben so gross war er in seinen Bauwerken. Während der Belagerung von Florenz baute er die Festungswerke der Stadt. Vor dem Eintritt der Belagerung von Florenz flohen einzelne Bürger aus der Stadt. Unter diesen war auch Michelangelo. »Einer der ersten Hauptleute, sein Freund Mario Orsini und Andere sagten ihm, dass Malatest (der Anführer des Söldnerheeres von Florenz) ein Verräther sei und die Feinde die Stadt plündern würden, ehe die Befestigungswerke vollendet wären; auch hatte er zu dem Gonfalionere Carducci eben so wenig Vertrauen, wie zu Capponi, weil dieser stets bereit war, nachzugeben und keine Vorsichtsmaassregeln traf. Den leidenschaftlichen Michelangelo über-

mannte seine Ungeduld als Künstler; denn als solcher hasste er auch die kleinen Hindernisse, die in dem öffentlichen Leben eine Rolle spielen. Ueber Garfagnana ging er nach Ferrara und von da nach Venedig; hier wollte er ungekannt leben, und die Signorie jener Stadt verbitterte ihm daher durch ihre Ehrenbezeugungen das Leben noch mehr. Er kehrte nach Ferrara zurück, wo ihn der Herzog zu fesseln suchte; aber hier erfuhr er, dass er in Florenz, wie andere Flüchtlinge, zum Rebellen erklärt war; indessen wusste er, dass seine Verurtheilung nicht wirklich stattfinden würde, und man ihn zurückwünsche. Die Verurtheilung ward in der That aufgehoben; und er kehrte zurück, um die Vertheidigungswerke zu vollenden, deren Bau in seiner Abwesenheit der vortreffliche Baumeister Francesco da San Gallo geleitet hatte.« (Varsori XII, Nardie Storie VIII.)

Sein letztes uud sein grösstes Werk war der Bau der Kuppel von St. Peter in Rom. »Wer unten im Mittelpunkte jenes Riesenraumes steht, lasse die Augen rund herum in der Kuppel schweifen, und schliesse sie dann, wenn er an den Höhepunkt jener gelangt ist; er wird glauben, im Reich der Phantasie und des Unendlichen zu sein. Glücklicherweise blieb die Kuppel im Innern von Verzierungen verschont, und verlor Nichts von ihrer Erhabenheit. Buonaroti wollte für die ganze Kirche ein griechisches Kreuz haben, und an die drei grossen Schiffe ein viertes von gleicher Grösse setzen. Das längste, das nach seinem Tode gebaut wurde, störte nicht nur die Anlage des ganzen Plans, sondern die mit kostbarem, aber unpassendem Schmuk überladene Kirche erscheint nun auch von viel geringerer Grösse, weil der Blick durch die vielen Punkte, die sich ihm bieten, gestört und getäuscht wird. Wenn der erste Plan beibehalten worden wäre, und man durch die grossartige Eingangshalle in den schön ausgedachten und prächtigen Unterbau, den Michelangelo der Kuppel geben wollte, getreten wäre, würde die Kirche viel grösser erscheinen und der ihr zu Grunde liegende religiöse Gedanke, der heute seine Einheit

verloren hat, und durch soviel unharmonische Gegenstände unterbrochen ist, wäre bis zum Himmel emporgestiegen.«

Hier liegt eben der Unterschied des kirchlichen Geschmacks und der Ideen eines wahrhaft erhabenen Geistes. Was lag der herrschenden Kirche an der Erhabenheit des religiösen Gedankens? Es schien ihr weit wichtiger, durch Goldschimmer, Pracht und Glanz die Menge zu blenden und betäubenden Weihrauch für das Auge zu streuen.

Ueber sein persönliches Leben wissen wir leider nur Weniges. Einsam, wie sein Leben, war seine Jugend. Als heranwachsenden und schon allgemein bewunderten Jüngling hat ihn Lorenzo de' Medici in sein Haus und an seine Tafel geladen. Nachher rief ihn der Papst Julius II. nach Rom zur Vollendung grosser Werke. Der Papst liebte ihn, und wollte ihn beständig um sich haben; aber Michelangelo, sonst bescheiden, wie ein Kind, war als Künstler stolz und fühlte sich über jeden Grossen erhaben; sein streng sittlicher Charakter mag wohl oft am päpstlichen Hofe angestossen haben; es kam zu heftigen Szenen zwischen ihm und dem Papste. Dieser achtete und fürchtete ihn, konnte sich aber doch von seinen Diensten nicht trennen; er liess seine eherne Bildsäule in Bologna von ihm fertigen, welche die Bolognesen später zerstört haben. In Rom lebte er, wie *Rafael*, gross und geehrt, in Bologna einfach und beschränkt. Wie er mit väterlicher Sorgfalt stets für seine Familie sorgte, so rieth er in einem Briefe davon ab, dass sein Bruder zu ihm nach Bologna komme. »Ich wohne hier in einer schlechten Stube, und habe nur ein Bett gekauft, auf welchem wir zu vieren schlafen; ich könnte ihn nicht so empfangen, wie es sich gebührt.« Bis in sein siebzigstes Jahr dauerte seine Liebe zu Vittoria Colonna, der schönen, vornehmen und allgemein verehrten Frau, die in ihren Gedanken, Reden und Gedichten mit dem erhabenen Sinne Michelangelo's zusammenstimmte.

Wenn wir schon früher bedeutender Frauen jener Zeit erwähnt haben, so ist Vittoria Colonna zu einem wahren Ideal

emporgebildet gewesen; einzig und gross als Dichterin, wie als Frau in ihren häuslichen und geselligen Beziehungen. Wir haben Ursache, die hohe Entwicklung des frauligen Wesens in der Zeit der Renaissance nicht für Ausnahmen und zufällige Erscheinungen zu halten. Wie in jeder grossen Kulturentwicklung, und in jener Zeit mehr als in der ganzen Vergangenheit, stand die Frau hochgeachtet da. Diese Achtung war mehr als die konventionelle unserer Zeit; sie war eine bewährte. In Wissenschaft und Kunst erhielten die Mädchen dieselbe Bildung wie die Knaben, und es war der geistige Verkehr der gebildeten Frauen und Männer ein ebenbürtiger; es gab nicht wenig Frauen, die mit derselben Leichtigkeit und Korrektheit lateinisch und griechisch schrieben, wie die gelehrten Männer; Canzonen, Sonette und Improvisationen der Frauen trugen den Charakter eines selbstbewussten männlichen Geistes. Es war nur Eines, was der Gesellschaft fehlte, die Gegenwart des Mädchens. Diese wurden, wie heute noch, in klösterlicher Zucht und Vereinsamung aufgezogen. Es geschah dies aus Furcht vor der Verführung; und es liegt ein Theil Wahrheit darin. Es findet die Freiheit der Bewegung in Gesellschaft und Oeffentlichkeit, welche die englischen und amerikanischen Mädchen geniessen, allzu unbedenkliche Lober. Die schönen Resultate der Mädchen, die Kraft genug hatten, sich selbst zu bewachen sind sichtbar. Was man aber nicht sieht, sind die Gefallenen: sie fallen, *von Allen verlassen,* dort gleich auf die tiefste Stufe. Da sollte man doch bedenken, dass die Kraft der Selbstbewachung, wie eine zarte Pflanze, erst wachsen uud desshalb geschützt werden muss. Die klösterliche Bewachung in romanischen Ländern ist das andre verwerfliche Extrem. Gerade die deutsche Sitte einer in gewissen Schranken bewachten Freiheit erscheint uns ein Mittleres gesunder und guter Gesittung. Wenn dazu noch eine grössere Selbstständigkeit der Bildung und der Erwerbsfähigkeit tritt, wie sie in Deutschland unter dem Vorangehen einer hochgestellten und hochgesinnten Frau

angestrebt wird, so hat Deutschland die Aussicht, in Zukunft die Frauenideale für die Welt zu bilden.

Alles, die Kunst wie das persönliche Leben, war gross an Michelangelo, den die Italiener wohl nicht mit Uebertreibung »den Göttlichen« nannten. Unverzerrt blieb sein Jupiterantlitz von den wilden Leidenschaften seines Geschlechts, rein sein Gewand vom Schmutze der Zeit. Welche erhebende und erfrischende Gestalt über der furchtbaren Hölle der Ereignisse seiner Zeit. Die ganze Kultur von Florenz hat nichts Grösseres erzeugt, als ihre Söhne Dante und Michelangelo. Dieser starb fast neunzig Jahre alt am 18. Februar 1564. An demselben Tage wurde *Galileo Galilei* geboren.

Wir haben schon früher erwähnt, dass unter andern Kulturerscheinungen, die Florenz wahrhaft als die Wiege der modernen Welt erscheinen lassen, die *Ausbildung der Statistik* zu einer hohen Stufe gelangt ist. Die erste war es allerdings in Italien nicht; diese entstand in Venedig und zeigte noch weit höhere Ziffern des Reichthums und der Ausdehnung des Handels. Venedig hatte schon lange den Seehandel beherrscht, ehe Florenz, dessen Seehandel vom Besitze Pisas abhängig war, seine ersten Galeeren aussandte. Die Statistik von Florenz zeigt aber, wie *Burckhardt* richtig bemerkt, den höheren Geist. Schon an der *Probe*, die wir früher aus Villani gegeben, kann man ersehen, dass dieselbe nicht blos Ziffern für Waaren, Gewerbe- und Handelsanstalten, sondern auch für die höheren Beziehungen des Lebens, Kunst, Wissenschaft, Krankenpflege nnd Unterricht gibt. Der nachfolgende Auszug aus *Varchi* wird ein ähnliches Bild ergeben, wie es für das 16. Jahrhundert wohl keine Stadt der Welt besitzt. Es ist hier noch eine Fundgrube für volkswirthschaftliche Studien mit ungehobenen Schätzen, namentlich da wir von *Burckhardt* erfahren, dass statistische Notizen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und zwar übersichtlich geordnet, ferner Haus-, Geschäfts- und Landwirthschaftsbücher sogar aus dem XV. Jahrhundert vorhanden sind. Zum bessern Verständniss der Notizen aus *Varchi's* herrlicher Beschreibung von Florenz

wollen wir einige Daten aus einer Glosse Burckhardt's über den Geldwerth Italiens vorausschicken.

Die Münze, nach der in Florenz hauptsächlich gerechnet wurde, war der *Goldflorin*. Der Ducato, der Zecchino, der Scudo d'oro waren annähernd von demselben Werth. Bei *Villani* finden wir den Fiorino d'oro zu 3 Lire 2 Soldi berechnet. *Burckhardt* gibt den Werth desselben und der anderen obigen Goldmünzen nach unserem Gelde auf 11—12 Francs an; Andere rechnen 10 Francs. Es ist dies eine schwierige Bestimmung, da der Geldwerth vielleicht seit jenen Zeiten noch mehr gesunken ist, als allgemein angenommen wird. Nach Fr. Sansovino fand von 1400 bis 1580 allein ein Sinken des Geldwerths auf die Hälfte Statt. Das Verhältniss der Getreidepreise um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu denjenigen der Mitte unseres Jahrhunderts ist auf 3 : 8 bestimmt worden. Dies Verhältniss der Getreidepreise würde einigermaassen zu den angenommenen Schätzungen stimmen. Ohne eingehende neue Studien wird nicht leicht eine annäherndere Sicherheit erreicht werden. Dass aber der Geldwerth jener Zeit bedeutend höher war, als man gemeinhin annimmt, scheint mir aus den von Burckhardt mitgetheilten Ziffern der grossen königlichen Vermögen hervorzugehen, der *Vermögen, die den Weltmarkt beherrschten*, im grossartigsten Seehandel angelegt waren, und die uns doch recht dürftig erscheinen müssen, wenn wir sie im Vergleich zu unserm Geldwerth nicht bedeutend multipliziren. So galt der Doge Andrea Vendramin mit 170,000 Ducati für sehr reich; Patavino, der Patriarch von Aquileja (1460) als »fast der reichste Italiener« mit 200,000 Ducaten. In Florenz kommen allerdings bedeutendere Ziffern zum Vorschein; so die Anleihe des Königs von England von 1,365,000 Goldflorin, welche die Häuser *Bardi* und *Poruzzi* gemacht, und verloren haben, deren Verlust aber doch nicht gehindert hat, dass sie sich wieder erhoben. Das Vermögen des *Giovanni Medici* betrug bei dessen Tode 179,221 Goldgulden. Von seinen Söhnen Cosimo und Lorenzo hinterliess Lorenzo bei seinem Tode (1440)

allein 235,137 Goldgulden. — Der bekannte römische Banquier Chigi (1520), der unter den damaligen Päpsten dieselbe Rolle spielte, wie heute Fürst Torlonia unter Pius IX., wurde auf 800,000 Dukaten Vermögen geschätzt. —

Nach den Berechnungen *Varchi's*, der 2700 jährlich in S. Giovanni Getaufte zählt, würde die Bevölkerung von Florenz 90,000 betragen haben, ausser den Fremden, Mönchen und Nonnen, die das Verhältniss der Lebenden zu den Geborenen ändert. Dies würde mit der Berechnung *Villani's* stimmen, da aber Varchi spätere Zeit einbegreift, die Bevölkerung von Florenz als *stationär* erweisen. Denn in der Statistik Varchi's werden wir die Landwehr verzeichnet finden, die erst in den Jahren 1500—1505 unter lebhafter Agitation Macchiavelli's für dieselbe, als Gegengewicht gegen die unzuverlässige Kriegführung der Condottieri, eingeführt wurde. Für das Stationäre der Bevölkerungsbewegung spricht auch die mit der *Villani's* gleiche Ziffer des Stadteinkommens, die *Varchi* gibt. Die ewigen politischen Kämpfe, Verbannungen, Hinrichtungen, Pest und Hungersnoth und die Auswanderungslust der Florentiner machen diese Erscheinung, die so seltsam mit der gesteigerten Kulturentwicklung kontrastirt, verständlich.

»Es gab mehr als 100 Mönchs- und Nonnenklöster und *Kollegiat*kirchen, 49 Nonnenklöster, 75 Brüderschaften verschiedener Art von den reichsten und vornehmsten bis zu den einfachsten, welche milde Werke ausübten. Das berühmte Spital von Sta. Maria Nuova hatte zur Zeit *Varchis* die grössten Besitzungen in der Stadt; es gab jährlich 25,000 Scudi für die Kranken aus, und zog 18,000 aus den Besitzungen, das Uebrige aus Almosen. Das Spital der Ausgesetzten (degli Innocenti) gab jährlich 11,000 Scudi aus; 7,500 bezog es aus seinen liegenden Gütern und jeden Tag noch mehr aus Almosen. Ausser den öffentlichen Gebäuden gab es wohl 109 Privathäuser, die man Paläste nannte, und von denen 30 nach Aussage eines Zeitgenossen zwischen 1450 und 1478 erbaut waren; noch schönere Bauten entstanden in jener glänzenden Zeit zwischen

Leo's Thronbesteigung und der Belagerung. Es war Sitte, dass die reichen alten Familien neben ihren Häusern eine Loggia zur öffentlichen Benutzung hatten; man sieht deren einige noch heute und zur Zeit *Varchi's* waren ihrer wohl 20 geöffnet.‹ Die alten Thürme waren meist niedergerissen, und erhoben sich selten höher, als die Häuser, die zum ersten Mauerkreis gehörten; gross waren auch die innerhalb der Mauern liegenden Gärten Einzelner, wie der Klöster. Da aber das Handwerk das Volk so reich gemacht hatte, trachtete jeder darnach, eine Villa zu besitzen, so dass um die entwaffneten Burgen friedliche Häuser entstanden, wo Woll- und Seidenhändler sich gern mit ihren Familien ausruhten. Man schmückte sie je nach Vermögen aus und umgab sich mit den Werken, welche die grossen Künstler schufen. Es soll 800 Villen im Umkreise von 20 Miglien gegeben haben, alle von Stein erbaut, so dass man sie Paläste nennen konnte; in der Nähe von Florenz befanden sich ihrer so viele, dass die Stadt sich scheinbar weit über die Mauern ausdehnte, und Ariost dichtete:

›Würd' eine Mauer mit einem Namen reichen‹
›Um deine verborgenen zerstreuten Paläste‹
›Dann wären zwei Rom nicht deines gleichen.‹ *)

Es gibt wohl kaum Etwas, was Florenz mehr als Wiege unserer modernen Kultur bezeichnete, als diese schön und reich ausgebildete Wohnungsform der Florentiner im breiten Aussengürtel ihrer Stadt, eine Quelle der Gesundheit und des Naturgenusses für die Familien. Wie schwer hält es für unsere grössten Städte, die Bürger aus den Wohnungspferchen der Mieths-Kasernen heraus zu dieser, einer höhern Kultur entsprechenden Wohnungsweise zu bewegen!

Die kleine Stadt besass aber fünf Städte: Pisa, Volterra, Pistoja, Arezzo und Cortona, 400 ummauerte Orte, deren Zugänge jeden Abend geschlossen und jeden Morgen geöffnet

---

*) „Se deutro un mur sotto un medesmo nome“
„Fosser raccolti i tuoi palazzi sparsi“
„Non ti sarian da pareggiar due Rome.“

wurden; 100 Ortschaften brachten am Morgen des Johannistages jährlich ein Stück Tuch als Tribut dar, und etwa 30 Gemeinden weihten an demselben Tage in Florenz ihre Wachskerzen. Unter dem Namen ›Rettori‹ sandte die Republik 17 Hauptleute, 12 Vikare und kleinere Beamte (Potestà) zur Leitung aller dieser Ortschaften aus, abgesehen von den ›Castellani‹ der Festungen, den ›Consoli di mare,‹ die nach Pisa gingen, den Kämmerern ›Provveditori‹ und Zollbeamten. Ungefähr 8000 sogenannte Freiwillige kamen in die Landwehr. *Varchi* schreibt, dass die Einkünfte der Republik die Zahl der 300,000 Goldflorin, welche sie zur Zeit des Giovanni *Villani* betrugen, nicht überschritten hatten, und führt als bedeutendere Posten 73,000 Goldflorin von dem Thorzoll an: 70,000 von der Steuer in Florenz: von der Kämmerei für Salz, Wein und Fleisch 53,000: von der gewöhnlichen Abgabe (decima) wie der aussergewöhnlichen und willkührlichen 50,000: von dem Zoll für Verträge 12,939: von der Landsteuer 14,000: von den Städten, Burgen und eingeschätzten Gemeinden 12,000: von der Kämmerei von Arezzo 4000: der Abgabe der Bauern und Nichteingeschätzten 2338: von der Abgabe der Vorstädte 450, wozu noch kleinere Posten bis zu den an die Juden verkauften Pfändern herab kamen. Grösser noch waren früher die ausserordentlichen Einkünfte und Besteuerungen der Bürger gewesen; vom Jahre 1377 bis 1406 kosteten die Kriege allein 11,500,000 Goldflorin; in den ersten Jahren der republikanischen Herrschaft der Medici bezahlten 77 Häuser von Florenz an willkührlich auferlegten Abgaben 4,800,000 Fl., was in genannter Zeit mehr als 100 Tonnen Goldes bedeutet. Die Volksherrschaft erhob zwischen 1527 und 1530 an ausserordentlichen Steuern 1,149,500 Goldflorin. Dies waren die auf den ›Monte‹ eingeschriebenen Schulden, an welchen die Republik von jener Zeit als Zinsen und unter anderen Namen 94,000 Fl. jährlich zahlte; und dazu kamen noch 16,000 für das Drittel der Mitgiften von Töchtern, deren Mitgift mit auf dem ›Monte‹ stand, und die sich verheiratheten. Ein besonderer Reichthum lag für die Stadt in der Seiden- und

Wollbereitung. Die betreffenden Zünfte »wirkten jährlich 20—30,000 Stücke Tuch«, wie man aus den Zunftbüchern ersehen kann, in welchen die Stücke täglich verzeichnet wurden. Es gab viele Arten Geld; die älteste und wichtigste war der Florin, während unter den ausländischen Gold- und Silbermünzen die französischen die häufigsten waren.

Vergleicht man die Aufzeichnungen *Varchi's* mit denen *Villani's*, so sieht man, dass die Bevölkerung und der Nationalwohlstand der Stadt selbst wenig, der äussere Besitzstand an Städten und Ortschaften bedeutend zugenommen haben. Ausser den ewigen inneren politischen Kämpfen haben die Millionen Kriegskosten zwar Land und Städte erworben, die innere Entwicklung aber gelähmt und stationär gemacht. Selbst der kostspielige nnd blutige Erwerb Pisas kam für Florenz zu spät, um mit dem grossen Seehandel Venedigs rivalisiren zu können. Trotz des zunehmenden Luxus und der vermehrten Sittenverderbniss hat sich die bürgerliche Einfachheit der Sitten lange erhalten. Die Entartung kam, wie überall in Europa, von Frankreich.

»Die Florentiner waren mässig und sehr reinlich; es gab nur wenige Häuser, wo man prächtig an gedeckten Tafeln lebte. Die Bürger nannten sich bei ihrem eigenen und Zunamen, die besonders häufig waren. Jeder redete den Andern mit »Du« an, nur Doktoren, Ritter und Stiftsherren nannte man »Messer,« die Mönche aber »Padre.« Was die Kleidung betrifft, so war der republikanische »Capuccio« mit dem langen Streifen, den man um den Hals schlang, noch nicht abgekommen; nur der Gerichtsbannerherr oder hohe Geistliche trugen ihn nicht. Aber es kamen bald neue Trachten auf, und Jeder suchte um so feiner zu erscheinen, je ärmer er war. Jene Trachten hatten besonders die Höfe, die in Florenz vom Jahre 1512 an gewesen waren, vor allen der des Kardinals von Cortona, aufgebracht. Aber trotzdem behielt die kaufmännische Sitte hier mehr, als anderswo, die Oberhand und daher waren auch die Florentiner

bei allen sprichwörtlich bekannt, als solche, welche die meisten fremden Gebräuche angenommen hatten.«

Nach dem Tode *Lorenzos*, des Letzten aus dem Mannesstamme des alten Cosimo und Lorenzos »des Prächtigen,« der in Florenz regierte und nur eine Tochter Caterine, die nachmalige Königin von Frankreich zurückgelassen hatte, und nach dem Giovannis dé Medici, des grossen Feldherrn und Anführers der »schwarzen Bande« waren nur die Bastarde *Ippolito* und *Alessandro* übrig, welche vom Papste Clemens begünstigt und gebraucht wurden, seine Herrschaft über Florenz zu behaupten. In Florenz waren aber diese beiden verhasst, namentlich den weiblichen Nachkommen der Medici. Madonna Clarice, die Enkelin des Lorenzo Magnifico, liess sich einst in Florenz in einer Sänfte nach dem Palaste der Medici tragen, besuchte Ippolito, warf ihm in bittern Worten die Niedrigkeit seiner Geburt — er war der Sohn einer maurischen Sklavin — und seinem Gefährten, dem Mandatar des Papstes, Kardinal Passerini die Niedrigkeit seines Geistes vor.

Während Clemens nach der Plünderung Roms und seiner Befreiung aus der Gefangenschaft Frieden mit Karl V. gemacht, und dieser ihm versprochen hatte, die Medici in Florenz wieder einzusetzen, während ganz Italien selbst Genua und Venedig sich dem Spanier unterworfen hatte, hielt Florenz zu seinem Unheil treu am Bunde mit Frankreich fest.

Die Rolle, die hier Franz I. spielte, war eine erbärmliche. Während er an Nichts dachte, als sich mit seinen Weibern und der Jagd zu vergnügen, gab er um den Preis von 1,400,000 Dukaten und der Befreiung seiner Söhne, die als Geisseln in Spanien lebten, ganz Italien Preis, zugleich mit dem Bruch der Verträge, die er mit den ihm treugebliebenen Bundesgenossen geschlossen hatte. Seine Ehrlosigkeit ging soweit, dass er, als dieser Verrath schon beschlossene Sache war, den Florentinern durch seinen Grossmeister erklären liess: »Wenn ihr je findet, dass die Majestät sich mit dem Kaiser vereinigt, wobei ihr nicht zuerst genannt seid, so saget, dass ich kein

Ehrenmann bin, sondern ein Verräther.« So stand Florenz allein in Italien dem Heere Karls V. gegenüber, das ausser den Truppen in Neapel und denen *Laveya's* in der Lombardei aus 9000 Fusssoldaten, 1000 Reitern, 4000 Kalabrischen Abenteurern und 1000 deutschen Soldaten, den Frundsbergischen Veteranen, bestand, einem Heere, das Karl V. in Genua gesammelt und dem Oberbefehl des Königs von Neapel, Philipert von Chalons, Prinzen von Oranien übergeben hatte. Karl V. war unbestrittner oberster Lenker der Schicksale Italiens. Aber er eilte, mit dieser Aufgabe fertig zu werden, um mit Deutschland gemeinsam gegen die Türken nach Wien zu ziehn. Zwei geschichtliche Momente sind hier noch bedeutungsvoll. Karl V. gedachte *nicht, Italien zum deutschen Reiche zu bringen*, obwohl er in Italien dies öffentlich vorgab, sondern es der *spanischen Hausmacht einzuverleiben.* Dann liess er sich vom Papste Clemens nicht etwa in Rom *krönen*, sondern ausserhalb Roms *weihen.* Dies war *der Bruch und die Scheidung von Staat und Kirche in Europa. Kein deutscher Kaiser ist seitdem wieder in Rom gekrönt worden.* — Die mächtige Armee Karls V. belagerte Florenz und plünderte und verwüstete die Umgegend.

Soweit der geschichtliche Hintergrund. Was aber in Florenz vorging, ist der glänzende Abschluss des politischen und kulturgeschichtlichen Lebens von Florenz. Noch einmal vor dessen Untergang leuchtete die ganze Herrlichkeit der in dieser Bevölkerung verborgnen Kräfte und Tugenden auf.

Es hielten sich zu dieser Zeit in Florenz die Volksherrschaft und die Macht der Optimaten die Wage. Diese, die Familien *Strozzi, Salviati* und *Ridolfi*, den Mediceern verwandt, die *Vettori, Guiccardini* und *Capponi* waren durchaus keine unbedingten Anhänger der Medici. Der in Florenz herrschende Kardinal *Passerini*, der, habsüchtig und hart, die Florentiner plünderte und einmal 220,000 Scudi an Kriegssteuern für den Papst erhob, machte die Medici noch verhasster. Die Optimaten, namentlich Capponi und Guiccardini suchten die Herrschaft der

Medici nur zu benützen, um selbst am Ruder zu bleiben, waren aber bereit, der Volksherrschaft die weitesten Bewilligungen zu machen. *Capponi* wurde Gonfalionere, musste aber doch später dem Volksgünstling *Carducci* weichen. An die Stelle der ehrgeizigen und regierungsfähigen Optimaten traten die ehrlichen, aber regierungsunfähigen Volkstribunen. Die verwickelten Parteikämpfe haben hier kein Interesse für uns. Eine Institution aber müssen wir, als letzte späte Blüthe der Kultur von Florenz erwähnen, die *Landwehr*. Der Beschluss, diese zu bilden, ging am 6. November 1528 im grossen Rathe durch. »Es wurden 16 Fahnenabtheilungen nach den Quartieren geordnet und ihre Mitglieder vereidigt; dann gab man Allen Waffen, wenngleich die Mehrzahl solche selber hatte. Jedes Quartier hatte einen Bürger als Bevollmächtigten und einen Hauptmann (Sergent maggiore) wozu man auch fremde Leute, die im Kriege berühmt geworden waren, wählte. Die Zahl der Ausgehobenen belief sich auf 3—4000, unter denen sich 1700 Armbrustschützen, 1000 mit Piken und die Uebrigen mit Hellebarden oder zweigriffigen Schwertern Bewaffnete befanden; etwa 1000 nur trugen einen Kürass. Es war ein herrlicher Anblick, als der vor der Pforte des Doms mit den Signoren sitzende Gonfalionere die neuen wohlgekleideten und gerüsteten Soldaten musterte, deren kriegerische Haltung und Zucht einen guten Eindruck machte.« Dies »Volk in Waffen« hat sich bei der Belagerung tapfer und aufopferungsfähig bewiesen.

Die Entstehung dieser Institution, als solcher, ist aber in jener Zeit der abenteuernden Condottierebanden und der sich bildenden stehenden Heere von hoher Bedeutung, eine vorbildliche Kulturerscheinung, die unserer Entwicklung nahe steht. Wir kennen die Kraft und die wirthschaftliche Bedeutung der Landwehr. Die grimme Nothwendigkeit unserer Zeitgeschichte hat aber auch uns das Problem noch nicht lösen lassen, an die Stelle des stehenden Heeres, das nur in kleiner Zahl als Schule zurückbleiben sollte, ein immer bereites, für den modernen Krieg fähiges und im Frieden kostenloses Volksheer zu

schaffen. Und doch blicken wir der Gefahr ins Gesicht, dass die finanzielle Bürde der stehenden Heere in unseren zivilisirten Kontinentalstaaten, Stufe um Stufe nicht nur das Wachsthum des Volkshaushaltes, sondern auch der gesammten modernen Kultur niederzudrücken und zu vernichten vermöge. Es sprang diese Erkenntniss, tief und lebendig gefühlt, selbst in den Reden des grossen Schlachtendenkers, Grafen Moltke hervor.

An der Spitze jener Florentinischen Volkswehr stand auch *Michelangelo Buonaroti*, nach dessen Plan und unter dessen Leitung die Festungswerke von Florenz ausgeführt wurden. Lange Verhandlungen mit dem Papste und dem Prinzen von Oranien gingen der Belagerung voraus. Es lag im Interesse des Papstes, dass Florenz nicht geplündert würde; und seltsamer Weise, obwohl das Belagerungsheer auf seinen Befehl, allerdings im Einverständniss mit Karl V., ausgerückt war, empfahl er den Florentinischen Gesandten, *demselben tapfre Gegenwehr zu leisten.* Die Verhandlungen zerschlugen sich daran, dass Florenz sich nicht nur der Herrschaft Karls V., sondern auch der Wiedereinsetzung der *Medici* nicht unterwerfen sondern bis aufs Aeusserste seine Freiheit vertheidigen wollte. Als die Briefe der Gesandten und die Verhandlungen mit dem Papste dem Rathe der Achtzig vorgetragen wurden, stellte der Gonfalionere *Carducci* den entscheidenden Beschluss auf die Tagesordnung.

Bezeichnend für die damalige Stimmung ist es, dass Carducci die Florentiner daran erinnerte, dass sie — es war dies zweimal geschehen — *Christus zum alleinigen König von Florenz* erklärt hätten. Die Bürger entschieden und beschlossen: *anstatt die Freiheit zu verlieren, nicht nur den Verlust ihres Landes und ihrer Habe zu ertragen, sondern auch ihr Leben zu opfern, und soviel Geld zusammenzubringen, als Jedem seine Kräfte erlaubten.‹* Sie machten sofort thatsächlich Ernst.

Um den Belagerern keine Anhaltspunkte in der Nähe der Stadt zu lassen, zogen die Jünglinge von Florenz aus den Thoren, und verwüsteten und verbrannten den breiten Gürtel

der herrlichen Landhäuser, Paläste, Klöster und Gärten im Umkreise der Stadt. Wo das Feuer nicht hinreichte, rissen sie mit Sturmböcken die Mauern ein. Als sie einst in der Zerstörung des Klosters San Salvi begriffen waren, »befanden sie sich plötzlich dem schönen Abendmahlsbilde von Andrea del Sarto gegenüber, und thaten voll Verwunderung für das Kunstwerk der Zerstörung Einhalt.«

Ausser der Landwehr hatten die Florentiner zwei Söldnerheere unter *Stefano Colonna* und *Malatesta Baglioni*. Die Belagerung zog sich lange hin trotz der Kampfbegier der Florentiner, der vortrefflichen Befestigung der Stadt, dem tüchtigen Heere, dem Ueberfluss an Lebensmitteln und der Aussicht, das Lager des Prinzen von Oranien zu erstürmen. Aber Malatesta schwankte und zauderte, offenbar im geheimen Einverständnisse mit dem Papste Clemens, vielleicht selbst mit dem Prinzen von Oranien, der übrigens widerwillig und nur aus Pflichtgefühl die Unternehmung führte, und voll Bewunderung für die Mannhaftigkeit und den Opfermuth der Florentiner war.

Das Volk murrte und misstraute dem Condottiere Malatesta. Da entsprang aus dem Schoosse des Volkes ein ungeahntes Feldherrntalent, ein Mann, der Florenz hätte retten können, wenn nicht der Zufall einer Krankheit seinen Einzug in der Stadt verzögert hätte: *Francesco Ferucci.* Zu spät, aber doch als Zeugniss der an mächtigen Individualitäten reichen Schöpfungskraft dieses Volkes trat dieser Feldherr, als Kämpfer für seine Vaterstadt auf, ein Seitenbild zu dem auch für Florenz zu früh gefallenen Giovanni dé Medici.

Von *Francesco Ferucci* kann in der That Capponis Ausspruch gelten: »Es gibt geborne Feldherrn, die erst spät auf den Schauplatz der Geschichte treten, weil sie nicht die Geduld haben, als Soldaten zu dienen.« Aus einem alten Geschlechte stammend, dessen Glieder in Florenz schon oft hohe Stellungen eingenommen hatten, war er in seiner Jugend arm, und desshalb gezwungen, Dienste als Kaufmann zu nehmen. Sein Beruf sagte ihm aber nicht zu; er war von streitsüchtigem Charakter,

las eifrig die Geschichte der Alten und schwelgte in kriegerischen Gedanken und Plänen. Als er Soderini auf einer Gesandtschaft nach Neapel begleitete, hatte er die Soldaten der berühmten »Bande Nere« Giovanni Medicis auszuzahlen; er nahm, bei dieser Gelegenheit als Freiwilliger an ihren Kämpfen persönlichen Antheil und wurde dabei gefangen genommen. Nach Beendigung des Krieges zurückgekehrt, wurde er von den Florentinern »mit unumschränkter Vollmacht in Kriegsangelegenheiten« nach Empoli gesandt. Im scharfen Gegensatz zu den andern unfähigen Regierungskommissären und Gesandten der Republik, durch deren Schwäche viele Burgen, wie Latra, Pietrasanta, Mutrone und Städte, wie Pistoja und Prato verloren gegangen waren, begann er sofort mit energischer und siegreicher Kriegführung gegen die Spanier; er befestigte die Burg Empoli, versah sie mit Vorrath, und bezwang das Kastell Fiorentino. Dann vereinigte er sich mit dem alten Florentinischen Soldaten Tonsinghi in Pisa; als er 100 Reiter von Florenz erhalten, zog er mit diesen, seinem Heere und dem nöthigen Geschütz aus, eroberte San Minialo al Tedesco und vertrieb die Spanier daraus, wobei er selbst die erste Leiter anlegte und an der Spitze seiner Soldaten mitkämpfte. Was die Soldaten in der Stadt geplündert, gab er den Bewohnern zurück; er setzte die Strafe des Galgens auf Entehrung der Frauen. Dann griff er zwischen Palaia und Montopoli die Spanier an, schlug sie, zerstreute sie und nahm fünf Hauptleute gefangen. Dabei fand er noch Zeit, Ochsen und Salpeter nach Florenz zu schicken. Im untern Arno- und Elsathal und auf den Höhen von Pisa schlug er alle Angriffe der Feinde zurück, und machte reiche Beute, die er theils nach Florenz sandte, theils seinen Soldaten überliess. Diese hielt er in strengster Mannszucht; und da er ihnen seinen Geist einzuflössen und ihr unbedingtes Vertrauen zu erwerben wusste, konnte er sie auch in einzelnen Gruppen zu selbstständigen Unternehmungen verwenden. Seine glänzendste Waffenthat aber war die Eroberung von Volterra. Dort war die Burg im

Besitz der Florentiner, wurde jedoch von der Stadt unter Vitelli hart bedroht. Ferrucci, rasch entschlossen, forderte von Florenz 500 Fusssoldaten mit der Mahnung »Denket wohl daran, so lange es noch Zeit ist.« Diese wurden gesandt; aber auf dem Wege von Feinden angegriffen. Ferrucci war ihnen jedoch entgegengeeilt und schlug sie frei. Mit 1400 Fusssoldaten und 200 Reitern warf er sich dann in die Burg von Volterra und begann den furchtbaren Kampf gegen die Stadt und ihre Batterieen von Haus zu Haus, mit einem Schild am Arme selbst in den ersten Reihen mitkämpfend. Die Stadt musste sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Dann folgte die heldenmüthige Vertheidigung Volterras gegen das Heer Maramaldis und des Marchese de Vasto, der mit 4000 Spaniern und 10 Kanonen nach Volterra gekommen war, nachdem er durch einen Handstreich und den Verrath des Hauptmanns der Bürgerwehr Empoli genommen hatte. Zweimal selbst verwundet, von Fieberfrost geschüttelt, leitete Ferrucci in einer Sänfte auf den Batterieen den Kampf gegen die Uebermacht der Feinde, die endlich abzogen, daran verzweifelnd, Volterra je nehmen zu können. Bei dieser Vertheidigung hatte Maramaldi zweimal an Ferrucci einen Trompeter als Unterhändler abgesandt, trotzdem dieser erklärt hatte, denselben tödten zu lassen, wenn er das zweite Mal käme. Dies that Ferrucci auch, und dies wurde später die Ursache, dass er, von Maramaldi gefangen genommen, von diesem selbst aus Rache ermordet wurde.

Die glorreichen Siege Ferrucci's standen in grellem Gegensatz zu der Lage der Dinge in Florenz. Das Heer stand dort unter der Führung zweier Condottieri; *Colonna* und *Malatesta*, von denen der Letztere offenbar mit dem Feinde konspirirte, zu Gunsten des Papstes unterhandelte und die Erstürmung des spanischen Lagers absichtlich hinzog. Die Bürgerschaft, durch mehrere glückliche Ausfälle ermuthigt, und bereits Mangel an Lebensmittel leidend, drang auf die Erstürmung des Lagers. Malatesta wusste sie immer hinauszuschieben und zu

vereiteln. Misstrauisch gegen ihn geworden, setzte die Bürgerschaft ihre ganze Hoffnung auf *Ferrucci*, ernannte ihn zum Generalbevollmächtigten des Florentiner Gebiets mit ungewöhnlicher Machtbefugniss und forderte ihn auf, ein Heer in Pisa zu sammeln und nach Florenz durchzubrechen.

Ferrucci brach sofort nach Pisa auf und machte sich bereit, nach Florenz zu ziehen, wurde aber durch seine Wunden und ein Fieber einen Monat lang aufgehalten. Der Prinz von Oranien hatte die Bedeutung dieses Feindes wohl erkannt; er brach mit seinem Heere auf und liess Vitelli und Maramaldi auffordern, mit Truppen zu ihm zu stossen, um Ferrucci auf dem Wege abzuschneiden. Malatesta spielte hier offenbar Verrath; er wusste, es zu verhindern, dass die 2000 Fusssoldaten, die Florenz dem Ferrucci nach Montale zu Hilfe senden wollte, abgingen. Auch hat man Grund anzunehmen, dass er dem Prinzen von Oranien versprach, während seiner Abwesenheit das Lager nicht anzugreifen, das nur schwach besetzt war. In Gavinana traf Ferrucci mit dem Prinzen von Oranien und seinen Hilfstruppen unter der Führung Vitelli's und Maramaldi's zusammen. Es entspann sich ein furchtbarer Kampf um den Ort. Der Prinz von Oranien, dessen Reiterei von den Soldaten Ferrucci's hart bedrängt wurde, stürzte sich selbst in den Kampf und fiel. Ferrucci, schon aus mehreren Wunden blutend, hielt noch den Ort, als Maramaldi mit frischen Kräften angriff. Zum Tode erschöpft, wurde Ferrucci von Maramaldi's Soldaten in einer Hütte gefangen genommen. Als er Maramaldi vorgeführt wurde, stiess ihm dieser selbst das Schwert in den Hals. Ferrucci fiel mit den Worten »Du tödtest einen Todten.« Mit Ferrucci und dem Prinzen von Oranien waren die grössten Feldherrn zweier todtfeindlicher Prinzipien, der Freiheit und der Knechtschaft, gefallen. An Grösse der Naturbegabung, Patriotismus und Freiheitsliebe ragt Ferrucci über Alle empor.

In Florenz gelang es nach dem Falle *Ferrucci's* Malatesta bald, mit Hülfe der Optimaten und der Freunde der Medici, die Medici in Florenz einzuführen, und einen Vertrag mit dem

Kaiser abzuschliessen. Der Plünderung wäre aber Florenz vielleicht doch nicht entgangen, wenn nicht im Lager der Belagerer ein Kampf zwischen den Spaniern nnd den Italienern ausgebrochen wäre, der sich zu einer mörderischen Schlacht erweiterte, in Folge deren sich das ganze Belagerungsheer zerstreute. Der Papst sicherte die Herrschaft der Medici in Florenz. Malatesta zog mit reichem Gewinn ab, krank und elend, und starb ein Jahr später. Die verbannten Anhänger der Medici kehrten zurück; das alte Spiel der Rache, der Hinrichtungen und Verbannungen begann. Leider nahm daran *Guiccardini* grausamen Antheil, während seine Rathschläge über die Organisation einer neuen Regierung, die er Clemens ertheilte, von grosser Staatsklugheit und Welterfahrung zeugen.

Herzog *Allessandro dé Medici* wurde Herr der Stadt; Clemens konnte es aber nicht durchsetzen, dass der Herzog vom Kaiser belehnt wurde. Karl V. erwiederte: er habe im Vertrage mit Florenz versprochen, die Freiheit der Stadt zu wahren. Aber Clemens wusste in Florenz eine Verfassung durchzusetzen, welche die Herrschaft des Herzogs Alessandro zu einer autokratischen machte. Das politische Leben und die Blüthe der Kultur waren in Florenz, wie im übrigen Italien erloschen. Die höchste Sphäre des Kulturlebens, die geistige Entwicklung verfiel vor dem vernichtenden Hauche der kriegführenden Kirche, der Inquisition und des Jesuitismus. Was jahrhundertlange Kriege und politische Kämpfe herbeizuführen nicht vermocht hatten, scheint der geisttödtenden Herrschaft der Kirche gelungen zu sein: der Verfall der gesammten Kultur Italiens, die erst seit der Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes in unserem Jahrhundert wieder aufzublühen beginnt.

---

## Rückblick.

Das Grosse in der Geschichte ist doch immer die Qualität der Kräfte und der Reichthum der Individualitäten in der menschlichen Entwicklung: die *intensive Kultur*, wenn auch auf kleinem Raume. Welche Summe von Weltverstand, politischer Intelligenz, hoher und fein entwickelter Industrie, Kunst und Wissenschaft war auf dem kleinen Punkte von Florenz vereinigt und in üppigem Wachsthum! Mehr, als auf der ganzen übrigen Welt in jener Zeit. Wenn wir aus den verwirrenden Massenwirkungen der Kriegsgeschichte und der politischen Kämpfe jener Jahrhunderte die Kulturentwicklung als gesonderten Inhalt herausgeschält und in einer Farbenskizze dargestellt, so wird sich dem Leser die Ueberzeugung aufgedrängt haben, dass in den Neben- und Unterströmungen der politischen Kämpfe um Gewalt und der Lust an der Herrschaft die Kultur in der menschlichen Entwicklung ihre eigene Geschichte hat. Ein ausgeführtes Gemälde würde jahrelange Quellenstudien und Untersuchungen an Ort und Stelle erfordern, wäre aber für Jeden, der Beruf und Zeit dazu hat, eine dankbare Aufgabe. Ueberall in den zivilisirten Nationen Europas regen sich jetzt die Kräfte, welche jener Kultur wieder nachstreben und an ihren Formen sich emporzubilden suchen. Ich glaube in einem der Briefe *A. v. Humboldt's* gelesen zu haben: »Am Ende heilt doch die Bildung alle Uebel der Gesellschaft.« Zur Bildung gehört aber auch die sittliche Bildung des Charakters und des Gemüthes. Trotz der schwellenden Kraft und des geistigen Reichthums, die in den Individualitäten, wie in den sozialen Erscheinungen jener Zeit zu Tage treten, vermissen wir gerade diese »ewigen Mächte;« wenigstens kommen sie nicht zum Durchbruch allgemeiner Anerkennung. Man kämpfte für Freiheit und Rechte, und dachte nicht an Achtung des Gesetzes und an Pflichten, man wollte die Kirche reformiren und that es auf der Basis eines neuen Wunderglaubens, ohne die Vernunft und die freie Forschung vom Druck der Autorität

zu entfesseln; man suchte künstlich und mit geistreichen Mitteln den Staat zu bauen, und vergass seine ersten Elemente, das Leben der Familie und das sittliche Gemeingefühl der Gesellschaft; ja die Familien wurden in der Sippe wilde, politische Gewalten, die sich todtfeindlich bekämpften, statt ruhiger Stätten der ersten menschenwürdigen Erziehung.

Es waren zwei Staaten in Italien, von denen die Staatsbildung von ganz anderen Elementen ausging, als in den übrigen: *Venedig* und *Florenz*. Im ersteren ist die Basis die Optimatenregierung und ist es geblieben, trotz des kurzen tragisch-endenden Versuchs des Dogen Marino Falieri, eine demokratische Republik gleich der von Florenz zu gründen. Die fessellose Entwicklung individueller Kräfte konnte also hier nur innerhalb dieser bevorzugten Machtkreise, oder doch nur durch deren Schutz Statt haben. Ganz anders in Florenz. Von den Zeiten an, wo diese Stadt eine mehr und mehr selbstständige Macht wurde, nahmen an dieser alle Elemente des Volkes, wenn auch in der mittelalterlichen Form der Zünfte, Theil, und gaben so der reichsten Entwicklung aller im Schoosse des Volkes ruhenden Individualitäten Folge. Im schroffsten Gegensatze hierzu entwickelten sich die Gewaltstaaten im übrigen Italien und zwar in allen Abstufungen, von der ruchlosesten Tyrannis bis zum aufgeklärten Despotismus. Obwohl auch die Letzteren keine andere Individualität aufkommen liessen, als eine solche, die ihrem egoistischen Interesse diente, so sind sie kulturgeschichtlich doch von hoher Bedeutung. Denn aus ihnen, von oben herab, nicht durch Krönung demokratischer Gemeinwesen bildete sich der moderne Staat. Die geordnete absolute Monarchie hat in Italien als politische Kunstform schon mit dem Normannenkaiser Friedrich II. begonnen; dann führte das eigene wohlverstandene Interesse der Herrscher zu einem mit Bewusstsein geordneten Staatswesen, das die gewohnten vor ihnen dagewesenen Steuern, eine Grundsteuer auf einen Kataster basirt, bestimmte Konsumsteuern und Zölle auf Ein- und Ausfuhr beibehielt und diese Steuern den Revenüen des Privatvermögens der Herrscher zufügte. Die einzige mögliche Steigerung der

Einnahmen der Herrscher bestand in der Zunahme des allgemeinen Wohlstandes. Dieser Gewaltstaat hat im Laufe der Zeiten bei den Herrschern den kategorischen Imperativ der Pflicht, der Treue und der Aufopferung für den Staat erzeugt, wie es am glänzendsten bei den Hohenzollern zu Tage trat.

*Das Bürgerthum*, wie es in den Städten des Mittelalters herrschte, hat alle Experimente der Republiken, aristokratischer oder demokratischer Formen, letztere am vollendetsten in Florenz durchlaufen und für den modernen Staat die konstitutiven Elemente der konstistutionellen Garantieen vorbereitet. Seine geschichtliche fortwirkende Grösse war die hohe Kulturentwicklung, die es durch Entfesslung aller individuellen Kräfte erreichte. Als dies Bürgerthum mit der ersten französischen Revolution in Europa zur Herrschaft kam, vermählte sich die staatsbürgerliche Freiheit mit dem zur Kunstform gereiften geordneten Staatswesen der Monarchie. Die Kultur der mittelalterlichen Städte aber, welche in Italien zur schönsten Blüthe gedieh, beginnt erst in neuerer Zeit in ihrem Wachsthum wieder fortzuschreiten, bewaffnet und bereichert durch die Naturwissenschaft und die gewaltige auf ihr begründete Technik.

Eine Frucht aber hat Italien zur Zeit der Renaissance in unerreichter Vollendung gezeitigt: die *Kunst;* sie hat damals in ihrer reinen ätherischen Luft ewige Gestalten der Schönheit und Erhabenheit geschaffen. Wenn es für uns etwas Abschreckendes hat, in denselben Individuen die feinste klassische Bildung mit der wildesten Gewaltthätigkeit und Grausamkeit verbunden zu sehen, so haben wir alle Ursache bei der Nacheiferung jener hohen Kultur, die Entwicklung der edlen sittlichen Kräfte nicht zu vernachlässigen, die sich in den Familien und der Gesellschaft unseres Volkes auch in den wildesten und furchtbarsten Zeiten der Vergangenheit erhalten haben.

---

Druck von Alb. Sayffærth (vorm. O. Schröder) in Berlin.

